Wallmann

Der

kleine Missionsfreund

von

J. C. Wallmann,
Inspector der rheinischen Missionsanstalt.

Erster Jahrgang 1855.

Zweite Auflage.

Halle,
Verlag von Julius Fricke.
1856.

Inhalt.

1. Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

Kinder, wißt ihr, wo der Spruch steht? — Schlagt einmal auf Matth. 28, 19. Da redet der Herr Jesus von der Mission. Denn „gehet hin und lehret alle Völker", das ist die Mission. Ich kann es euch nicht besser beschreiben, als es der Herr Jesus gethan hat. Doch davon will ich heute nicht reden. Ein anderes Mal. Heute will ich euch nur ein kleines Wort in diesem Verse zeigen. Das steht gleich im Anfang. Und das heißt „darum". Seht euch das Wort recht an. Wenn es auch nur ein kleines Wort ist, so hat es doch einen großen Sinn. Ich will euch auch sagen, welchen. Seht, wenn der Herr Jesus zu einem Menschen sagt: „Gehe du hin und lehre die Heiden!" da sagt der Mensch: „Ach, lieber Herr Jesu, ich kann nicht, denn ich fürchte mich. Ich muß dann über das weite Meer fahren, da werde ich ersaufen. Ich muß dann zu fremden Leuten gehen, die kann ich nicht verstehen und sie können mich nicht verstehen. Ich muß dann unter die Wilden gehen, die werden mich todt schlagen und auffressen. Ich muß dann in die Wüsten gehen, da habe ich kein Haus und kein Bett, da habe ich kein Brod zu essen und kein Wasser zu trinken. Ich muß dann gegen den Teufel streiten, der unter den Heiden herrscht, der wird mich verschlingen wie ein brüllender Löwe. Lieber Herr Jesu, laß mich doch zu Hause!" Da sagt der Herr Jesus: „Sei nicht bange, mein Sohn, das will ich alles schon machen. Denkst du denn, ich sei ein Mensch wie du? oder daß der Kaiser in China stärker wäre als ich, weil er 366 Millionen Menschen in seinem Reiche hat?

oder daß ich vor dem Teufel wiche und wenn er auch alle Heiden gegen mich los ließe? Ich sage dir: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden und ich bin ein solcher Herr, dem wahrlich alle Feinde auf Erden viel zu wenig zum Widerstande sind. Darum geh du nur hin, mein Sohn, es soll dir wohl gelingen."

Seht, Kinder, das hat der Herr Jesus Matth. 28, 18 gesagt. Vergeßt mir das nicht. Sein Wort ist wahr. Und ihr sollt deshalb ein vergnügtes Herz zur Mission haben. Die Sache muß gut gehen, da der Herr Himmels und der Erden sich ihrer so annimmt. Ich will euch da gleich eine Geschichte erzählen. Sie ist ganz frisch und erst im vorigen Sommer vorgefallen.

---

2. Das verfaulte Schiff.

Vor 12 Jahren haben einmal in England die Kinder ein ganzes Schiff gekauft. Das waren lauter kleine Missionsfreunde und auf dem Schiffe sollten bloß Missionare fahren. Das Schiff kostete baare 30,000 Thaler. So weit sind die kleinen Missionsfreunde in Deutschland noch nicht. Ich denke aber: was jetzt nicht ist, das kann immer noch werden. Hätten wir voriges Jahr ein solches Schiff gehabt, wir hätten viel darum gegeben. Da wollten hier von Barmen 4 Missionare in die Heidenwelt gehen. Wir fragten hin und her, wo wir wohl ein Schiff fänden, mit dem sie fahren könnten, aber an allen Orten, wo wir früher wohl eins gefunden hatten, war kein Schiff zu haben. Da hieß es, in Hamburg wäre eins, das wollte nach Südafrika fahren. Das war uns grade recht, denn die Missionare sollten eben nach Südafrika, wohin schon viele von uns gegangen sind. Es wurde also mit dem Hamburger die Sache richtig gemacht und am 5. Mai verließen die vier unser Missionshaus. Zwei darunter

waren große Männer, so groß wie der König Saul, aber lange nicht so unartig wie der; und einer war ganz klein, so klein wie David, als er den Goliath todt schlug. Nun könnt ihr sie euch denken. Mit denen sinds nun*) 50 Missionare, die aus unserm Missionshause, seit 22 Jahren, unter die Heiden gegangen sind.

Das Hamburger Schiff hieß „Alfred". Es war schon ein alter Knabe, fuhr bereits 18 Jahre auf See und sie hatten ihn noch nie verzimmert. Das sollte seine letzte Fahrt sein; dann wollten sie ihn nach Schweden verkaufen, damit er nach England Holz transportiren könnte; kriegte er dabei auch einmal ein Loch, das schadete dann so viel nicht, denn das Holz hielt ihn über Wasser. Auf seiner letzten Fahrt war er schon so schlecht geworden, daß die Leute in Hamburg, die die Schiffe gegen Schaden versichern, nichts mehr um ihn geben wollten, in so miserabelem Zustande war er. Davon wußten wir aber hier in Barmen kein Wort, sonst hätten wir ja unsere Missionare auf solch elendem Kasten nicht fahren lassen. Und in Berlin wußten sie es auch nicht, denn die ließen auch vier Missionare mit dem Schiff gehen, so daß mit den unsrigen acht Missionare darauf waren. Und dazu noch vier Kinder denn der eine Berliner Missionar war schon längere Zeit in Afrika gewesen und kehrte jetzt mit seiner Familie von einem Besuche in seiner Heimath dahin zurück.

Schon gleich am ersten Tage, als das Schiff die Elbe verließ, wurde es auf eine Sandbank losgetrieben. In großer Verwirrung warfen die Matrosen einen Anker, um das Schiff zum Stehen zu bringen, denn die Gefahr zu scheitern war groß. Aber die Ankerkette riß, als der Anker fest saß und da schien es um das Schiff geschehen zu sein. Ein zweiter Anker wurde ausgeworfen. Der hielt. Und das Schiff war gerettet.

*) Zu Anfang des Jahres 1855.

So fuhren sie denn in die Nordsee und aus der Nordsee in das große Weltmeer. Sechs Wochen waren sie so gefahren, da wurde eines Tages der Schiffszimmermann an einem Tau hinunter gelassen, um außen am Schiffe einen eisernen Bolzen einzuschlagen. Das ging nur zu leicht. Als er wieder auf das Verdeck kam, sagte er, das Holz wäre so mürbe, daß die Nägel hineingegangen wären wie in Butter. Das war ein schlechter Trost auf dem wilden Meere. Was soll aus dem Schiffe werden, wenn sich der Sturm erhebt! Außerdem waren noch sehr schlimme Passagiere in dem Fahrzeuge. Das waren die Ratten. Es wimmelte alles von ihnen bei Tag und Nacht. Eines Nachts hatten sie den kleinen Friedrich, den Sohn des Missionars, im Bette in den Fuß gebissen. Und der Capitain des Schiffes war immer in Furcht, sie würden die Wände des Schiffes durchfressen, um Wasser zum Saufen zu bekommen, weshalb ihnen auch später, als die Gefahr immer höher stieg, eigends Wasser zum Saufen hingesetzt werden mußte. Am Sonntage in der siebenten Woche hatte eben der eine große Missionar den Gottesdienst mit dem Schiffsvolke gehalten, da erhob sich ein Sturm. Die Wellen schlugen gegen das alte Schiff, daß es nur so krachte und warfen es einander zu, wie wenn Kinder mit dem Ball spielen. Die ganze Nacht darauf hörten die Missionare die Matrosen an den Pumpen arbeiten. Das war ein Zeichen, daß das Wasser im Schiffe war. Als der Morgen kam, ging ein Missionar aufs Verdeck und fragte einen Matrosen: „Hans, warum pumpen sie so sehr?" — „Wir haben ein leck Schiff", sagte der und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht, denn er war ganz matt von allem Arbeiten. Der Schiffszimmermann kam und sagte: „Es ist ein großes Leck im Schiff!" Der Obersteuermann kam und der Schrecken stand auf seinem Gesichte zu lesen. Das mußte schlimm sein, denn so ein Mann erschrickt so leicht nicht. Und das war es auch.

Das Wasser stieg mit Macht im unteren Schiffsraume, denn die beiden Pumpen wollten nicht mehr gehen; alle Matrosen flickten daran, sogar der kranke Andrees. Kann nun das Loch nicht verstopft werden, durch welches das Wasser eindringt, so versinkt das Schiff mit Mann und Maus. Der Capitain befahl, das Schiff auf die Seite zu legen. Das kann der Schiffer durch Segel und Steuer zu Stande bringen. Und so legte sich denn auch der Alfred auf die linke Seite und der Schiffszimmermann wurde an zwei Tauen an der rechten Seite hinuntergelassen, um zu sehen, ob er das böse Loch entdecken könnte. Jetzt galt es, und unsere Missionare gingen in das Zwischendeck, wo sie zu beten pflegten, warfen sich auf ihre Kniee und schrieen zu dem Herrn um Hülfe in dieser großen Gefahr. Während sie noch beteten, schrie draußen der Zimmermann: „Ich habe es! Es ist sehr groß!“ Da schlugen die vier den 103. Psalm auf und lasen ihn und dankten dem Herrn mit Thränen, dann gingen sie auf das Verdeck hinauf und sahen getrost, was es nun weiter mit dem Loche geben würde. Der Zimmermann setzte einen Keil nach dem andern ein, so gab das faule Holz nach und das Loch wurde immer größer. Endlich hielt es; ein Stück getheertes Segeltuch wurde aufgelegt, wie ein Flicken auf ein Kleid, darüber eine Bleiplatte gedeckt und die mit messingenen Nägeln angetrieben. Da war das Loch zu; der Alfred neigte sich auf die rechte Seite und nun gings flott weiter.

Ihr könnt euch denken, wie unsere Missionare darnach verlangten, an das Land zu kommen. Sie mußten alle Stunde befürchten, daß das alte Schiff wieder leck wurde. Allein sie mußten noch ganze fünf Wochen darin aushalten. Sie hätten in zwei Wochen am Cap der guten Hoffnung sein können, wo sie landen wollten, waren auch schon dreimal demselben ziemlich nahe gekommen, doch jedes Mal wurden sie wieder durch widrigen Wind aus

ihrem Lauf verschlagen. Das letzte Mal trieb das Schiff weit weit nach Süden dem Eismeere zu und die Geduld wollte unsern Reisenden fast ausgehen. Es war aber sehr gut gemeint, daß sie damals nicht nach dem Cap kamen. In den Tagen scheiterten dort fünf Schiffe und gingen zu Grunde. Wäre das alte Schiff damals in der Nähe des Caps gewesen, wer weiß, ob wir je wieder ein Wort von ihm gehört hätten. Endlich kamen die capischen Felsenberge in Sicht. Es war gegen Mitte des August. Das ist die Zeit, die wegen der Stürme am Cap die allergefährlichste ist. Wie wird's da unserem Schiffe gehen? — Nun, das fuhr mit einem leichten Winde in die Tafelbai hinein, wie wenn's eine Spazierfahrt machte, ließ die Anker fallen und unsere Missionare waren wohlbehalten am Ziele ihrer Seereise.

Und ich sage: das hat der Mann gethan, der Matth. am 28. spricht: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden." Der kann seine Boten auch in einem verfaulten Schiffe über das weite Weltmeer führen. Sein Name sei gelobt in Ewigkeit!

---

3. Die Burg von Uponbatu.

Habt ihr schon einmal von der Insel Borneo etwas gehört? Sie ist die größte Insel Asiens, ja der ganzen alten Welt. Die Leute, die auf derselben wohnen, heißen Dajacken. Wie viele ihrer sind, kann ich euch nicht genau sagen. Man hat sie noch nicht zählen können, weil man noch lange nicht auf der ganzen Insel herumgekommen ist, so groß ist sie. Es sollen aber wohl an 10 bis 15 Millionen sein. Die Dajacken sind wilde Heiden. Da kamen die Muselmänner her und wollten sie zu ihrem Gott bekehren. Diese Muselmänner nennt man dort Malaien. Die haben denn auch seit mehreren Jahrhunderten rings

um auf der Küste der Insel ihre großen und kleinen Reiche gegründet und suchen durch ihre Priester die Dajacken zu bekehren. Aber das könnt ihr euch denken, daß das keine Bekehrung zum Leben geben kann. Muhamed, der falsche Prophet der Muselmänner, ist selbst ein Lügner und der Koran, die Bibel der Muselmänner, ist ein Lügenbuch. Daraus kann kein Mensch die Wahrheit lernen und die armen Dajacken gehen dabei verloren. Da sind denn nun unsere Missionare nach Borneo gegangen und haben den Dajacken den Herrn Jesum verkündigt. Ich werde euch noch manchmal etwas davon erzählen.

Auf dieser Insel Borneo gibt es viele große Ströme und einer derselben heißt Kahaian. Da, wo dieser Strom dem Meere zuläuft, ist alles Land ganz flach und eben; tiefer im Innern aber fließt der Kahaian zwischen Bergen durch. Auf einem dieser Berge, wohl an 2000 Fuß hoch, liegt ein großes Haus. Und in dem großen Hause wohnt ein wilder Dajack, ein mächtiger Häuptling seines Volks. Sein Name ist Tundan und das Haus ist seine Burg, Uponbatu mit Namen. Ihr dürft euch aber kein Haus von Steinen vorstellen; es ist alles aus Holz und großen Blättern gemacht. Auch steht Uponbatu nicht auf der Erde, wie unsere Häuser, sondern auf vielen 20 Fuß hohen Pfählen von sehr hartem Eisenholz, welche in die Erde eingegraben sind. Ein Baumstamm, in welchem Stufen eingehauen sind, führt als Treppe zur Thür hinauf. Das Haus ist sehr lang, Kammer an Kammer, und in den Kammern wohnt die ganze große Sippschaft Tundans, mehrere hundert Leute, so daß das Haus eigentlich ein Dorf unter einem einzigen Dache ist. Es ist sehr finster darin, da es keine Fenster hat und das Tageslicht nur durch einige Löcher im Dache und durch die Thür hineinkommt. Wir wollen auch weiter nichts in demselben besehen als den Rittersaal, das vornehmste Gemach Tundans, in welchem er sich mit seinen Leuten zu Lust und

Leib versammelt, wo er seine Rathsversammlung hält, in welchem er seine Gäste bewirthet u. s. w. Die große Feuerstelle in der Mitte dieses Gemachs macht es helle; da hängen von den Seiten des Dachs herab Schilde und Speere, blanke Schwerter mit den kohlschwarzen Haarbüscheln der erschlagenen Feinde an den Griffen geziert, auch Fischergeräth; da sind große bauchige Töpfe aufgestellt, darin Niemand kocht, die nur von den Vorfahren geerbt sind und den größten Reichthum des Dajacken ausmachen; um die Feuerstelle her ist ein hohes Gestell gemacht, das ist über und über mit Menschenschädeln besteckt, welche Tundan aus seinen Schlachten mit nach Hause gebracht hat. Denn er ist ein tüchtiger Krieger seines Volkes, weshalb er auch seine Burg mit einem tüchtigen Bollwerk umgeben hat. Rings um Uponbatu sind nämlich dicht an einander Pfähle von Eisenholz in die Erde 10 bis 12 Fuß breit getrieben, die oben scharf zugespitzt sind und dem Feinde das Eindringen in die Burg unmöglich machen sollen.

Als Tundan seine Burg bauete, hatte sein Schwert fast so viel zu thun, wie seine Axt. Er hatte nämlich viele Sclaven und jedes Mal, wenn sie einen Pfahl des Hauses setzen wollten, wurde ein Sclave an das Loch geschleppt und Tundan hieb ihm mit seinem blanken Mandau den Kopf herunter; dann stieß man den Leib in das Loch und setzte den Pfahl darauf; so, nun stand er fest. Desselbengleichen that man bei jedem Hauptpfahle des Bollwerks. Tundan hat sich gerühmt, mit eigener Hand 90 Menschen den Kopf abgeschlagen zu haben.

Du fragst, warum der Greuelmensch das gethan habe. Das soll er selber gleich sagen. Vor einigen Jahren stieg er von seiner Burg herab und fuhr auf seinen Kähnen mit den Tapfersten seines Volkes nach Banjarmassin. Das liegt an der Küste von Borneo. Da wohnt ein holländischer Landpfleger, denn die Holländer sagen, das ganze

Land da gehöre ihnen. Der wilde Mann versprach dem Holländer, er wolle ein gesitteter Mensch werden und auch den Holländern etwas Kopfsteuer zahlen; dafür schenkte ihm der Landpfleger eine holländische Flagge, die solle er vor seiner Burg aufpflanzen und nannte ihn des Königs von Holland Obersten oben am Kahaian. Und damit fuhr der Wilde wieder gen Uponbatu. Allein wer nicht hielt, was er versprochen hatte, das war Tundan. Die holländische Flagge steckte er zwar auf, als sie aber das Loch dazu gemacht hatten, mußten wieder etliche Sclaven unter Tundans Mandau bluten und dann kam erst auf ihren Leichen des Königs von Holland Fahnenstange zu stehen. Und von Kopfsteuer war nun vollends keine Rede. Da sandte im Anfange des vorigen Jahres der holländische Landpfleger einen Boten nach Uponbatu, der den Wilden an seine Schuldigkeit erinnern sollte. Mit lachendem und triumphirendem Munde erzählte der Dajack dem Holländer, auf wie vielen Menschenleibern seine Burg stände und wie er des Königs Fahne auch in Menschenblut gepflanzt habe. „Warum hast du das gethan?“ fragte der Holländer. „Weil mein Gott es so haben will,“ erwiderte Tundan. — „Woher weißt du das, daß dein Gott das so haben will?“ — Da erzählte der Heide mit lachendem Gesicht, aber mit ganzem Ernste: „Vor langer Zeit wollte einmal einer unserer Vorfahren für einen Todten ein Schwein opfern. Als er sich anschickte, das Opfer zu bringen, legte er, wie es bei dem Opfer Sitte ist, seine Kappe ab. Aber so oft er die Kappe ablegte, so oft kehrte sie wieder auf seinen Kopf zurück. Da fragte der Priester die Götter, was das zu bedeuten habe, und es kam die Antwort, ein Schwein sei nicht genug zum Opfer, um die Götter zu versöhnen, es müsse ein Mensch geopfert werden. Da schlachtete man einen Menschen und nun hatte die Kappe Ruhe. Seitdem opfern wir Menschen, wenn wir ein gutes Opfer bringen wollen. Und wenn meine Burg soll fest und unter dem

Schutze meines Gottes stehen, so muß ich sie auf die Leiber meiner Sclaven bauen." —

Der Holländer ist mit genauer Noth aus der Burg Tundans entkommen, denn man wollte ihn umbringen. Es rettete ihn aber die Klugheit eines andern Dajacken-Häuptlings, Namens Nicodemus, der ihn begleitete. Nicodemus aber ist ein Christ, durch die Predigt unserer Missionare bekehrt. Der Holländer sah wohl ein, daß man den Wilden durch eine holländische Flagge von seinen Greueln nicht abbringen könne, dem mußte man den Herrn Jesum predigen. Als er daher bald darauf zu unsern Missionaren kam, sagte er ihnen das und in dem Anfange des Jahres wurde auch einer derselben nach dem Kahaian geschickt. Der hat sich dort niedergelassen. Der Platz heißt Buntoi. Er ist zwar noch mehrere Tagereisen ab von Upонbatu, aber mit der Zeit wird das Evangelium auch nach Tundans Burg kommen und dann wird er keine Sclaven mehr schlachten. Jetzt steht der Missionar in großer Gefahr. Von Tundan her sind schon oft die Mordgesellen auf Buntoi gewesen und haben den Kopf des Missionars holen wollen und vor einem Vierteljahr war dort alles in Furcht und Schrecken, weil es hieß, Tundan käme mit seinem Haufen an. Der Missionar ist aber doch sitzen geblieben. Ein feste Burg ist unser Gott — was ist Upонbatu dagegen? und Tundan ist wie ein Tropfen am Eimer gegen den, der da spricht: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden!"

---

4. Die Schule von Sihong.

Sihong ist auch ein Ländchen in Borneo. Vor 3 Jahren hat sich unser Missionar Denninger dort niedergelassen. Dem haben kleine Mädchen von hier viel schöne

Strümpfe für die Heidenkinder geschickt und er hat ihnen folgenden Brief geschrieben:

„Da Ihr so viele schöne Strümpfe gestrickt habt und hoffentlich darin fortfahren werdet, so hat meine Frau mir aufgetragen, Euch einen Vorschlag zu machen, wodurch Eure Strick-Arbeit eine noch vollkommnere Liebesgabe werden dürfte. Da nämlich hier die Sonne sehr heiß scheint, so ist es nöthig, daß man den Kopf bedeckt. Die Inländer bedienen sich dazu eines Tuchs, das sie um den Kopf winden, um den Muhamedanern den Turban nachzumachen, brauchen sonst aber auch Hüte, von Blättern oder spanischem Rohr geflochten. Für die Schüler wären nun grade gestrickte Mützen zu diesem Zwecke gut, etwa nach Art der spitzen Schlafmützen, von dunkler Farbe und einem andersfarbigen Rand, jedoch nur baumwollene, da Wolle zu warm ist. Gefällt Euch dieser Vorschlag und Ihr wollt künftig statt der Strümpfe solche Mützen stricken, so würde der muhamedanische Kopf bei der Schuljugend sich bald vermindern. Es bleibt aber ganz Euerm Belieben überlassen und Niemand muß über seine Kräfte hinausgehen; denn auch die kleinsten Liebesgaben sind ganz willkommen. Sollte Jemand unter Euch einen Bleistift, einige Federn oder auch etwas Papier an die Schüler in Sihong schenken können, der würde ihnen und mir einen großen Gefallen thun.

Wollt ihr nun hören, wie die Schule zu Sihong zu Stande gekommen ist, so will ich Euch das kurzweg sagen. Vor drei Jahren kam ich hier in's Land, nachdem ich zuvor unter den Dajacken auf Pulopetak gewesen war. Schule und Schüler gab es damals hier noch nicht, einige Sihonger machten jedoch gleich bei unserer Ankunft die Bemerkung, daß sie ihre Kinder sicher verstecken würden, wenn ich sie etwa in die Schule nöthigen wollte. Das wäre also ein schlechter Trost gewesen, wenn ich bei Menschen hätte Trost suchen müssen. Ich miethete nun zu

unserer Wohnung im hiesigen Dorfe das Gemeindehaus, worin die Leute ihre Rathsversammlungen und Götzenfeste zu halten pflegen. Die Scheunen in Deutschland sind aber gewöhnlich ansehnlicher als dieses Haus, und es war so finster darin, daß man ohne Lampe weder lesen noch schreiben konnte. Als Rathhaus und Götzentempel für die Sihonger war das Haus freilich gut genug; denn es wird in ihren Sitzungen weder gelesen noch geschrieben, und bei religiösen Zusammenkünften braucht weder die Gemeinde Gesangbücher noch der Priester eine Bibel. Sie können das alles aus dem Kopfe ausmachen und deshalb ist es auch nicht nöthig, daß bei einem richterlichen Verhör etwas zu Protokoll genommen werde. Hat z. B. einer im Walde von einem Baume Bienennester gestohlen, die schon einen andern Eigenthümer hatten, und es ist mit Worten nicht alles klar zu machen, was die Versammlung wissen soll, so werden kleine Stückchen Holz genommen, um die Gegenstände zu verdeutlichen. Das erste Stückchen Holz wird auf den Boden gelegt und bedeutet den Weg nach dem Baume oder die Grenze des Eigenthümers; das zweite Holz wird davor gesteckt und bedeutet den Baum; das dritte Holz kommt aus einer queren Richtung herein und stellt den Honigdieb vor; das vierte bezeichnet denjenigen, der den Dieb entdeckt hat, und jeder besondere Umstand dabei bekommt auch noch sein besonderes Stück Holz. Ist das geschehen, so fängt der Häuptling oder einer der Aeltesten, oder auch der Ankläger mit dem Finger an zu zeigen, was jedes bedeute, wie alles zugegangen und wie das Ganze seinen Ausgang genommen habe. Man muß aber nicht denken, daß es ihnen an Worten fehle, weil sie keine Gelehrsamkeit haben; im Gegentheil sind sie darin ganz überschwänglich und unerschöpflich, es braucht nur ein Bär Honig gestohlen, oder ein wildes Schwein einen Zaun durchbrochen zu haben, so können sie darüber ganze Nächte verhandeln. Und dabei schreien sie, daß ich

im Anfang meinte, es sei Prügelei oder gar Todtschlag unter ihnen; jetzt weiß ich aber, daß es nichts zu bedeuten hat, bin aber doch froh, daß ich nicht dabei zu sein brauche. Bei ihren Opferdiensten ist das Geschrei nun gar zu arg. Während ich aber in diesem Gemeindehause wohnte, machten sie alle ihre Sachen in dem nächsten Dorfe ab und nur etwa bei Besuchen, die sie mir fleißig machten, gab es ähnliche Vorfälle. Wir begnügten uns aber auch mit dieser unserer vorläufigen Wohnung, da sie uns doch Schutz bot gegen plötzliche Ueberfälle von Räubern, die des Nachts ihr Wesen treiben, sowie gegen Sturm und Sonnenschein; aber Schulunterricht hätte schon der Finsterniß wegen nicht darin gehalten werden können, und wenn ich etwas für mich zu schreiben hatte, mußte ich mich vor das Haus unter die Kokusbäume setzen, weil auch der Fußboden im Hause, der aus Stöcken bestand, so beweglich war, daß jeder Fußtritt Erschütterungen hervorbrachte. Wenn ich nun so im Freien schrieb, hatte ich jedesmal einen Haufen Neugieriger um meinen Tisch vor mir, die sich über die nie gesehenen Federzüge höchlich verwunderten und gern wissen wollten, was ich eigentlich schriebe und was die Bedeutung wäre, daß dieser Buchstabe lang, jener kurz sei, der da eine sitzende und dieser eine liegende und schräge Gestalt habe. Ich jagte nun die Frager und Zuschauer nicht weg, obwohl sie mir manchmal ganz quer kamen, sondern sagte Jedem, was er wissen wollte und erklärte mit allerlei Beispielen noch dazu, welchen großen Nutzen das Lesen und Schreiben in aller Welt habe, wie diese Kenntniß in allerlei Fällen nöthig sei und wie ohne dieselbe weder ein gebildetes Volk noch ein Einzelner bestehen möge, vor allem aber, daß man dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen könne, was der große Gott und Heiland von Anfang an für uns arme Menschen gethan habe und noch weiter thun wolle. Das begriffen endlich Mehrere, so daß sie überzeugt wurden, das Lesen-

und Schreibenkönnen sei doch eine gute Sache und der Wunsch regte sich in ihnen, daß sie oder ihre Kinder es wo möglich auch lernen möchten. So mußte die Schule hier erst vorbereitet werden, ehe es Schüler gab und Jemand Schulmeister sein konnte, und es wäre auch alles gut gegangen, wenn der alte böse Widersacher nicht auch hier gewesen wäre, der immer darauf aus ist, alles Gute von Grund aus zu verderben. Der blies Manchem in's Ohr, ich wolle ihr Land verkundschaften, deshalb schriebe ich alles auf, und sie würden in die Knechtschaft der Holländer fallen; wenn ihre Kinder etwas gelernt hätten, würden diese über die See weggeführt werden und dergleichen mehr. Die Wittwe des vorigen Häuptlings suchte nun die Aeltesten des Volks auf ihre Seite zu ziehen, daß sie mir entgegenwirken sollten, und diese folgten ihr auch, so daß ich keine Schüler bekam, obgleich Mancher gern gelernt hätte. — Auf Hoffnung baute ich die hiesige Station, wozu die rheinische Missions-Gesellschaft das Geld hergab. Während des Bauens trat ich mit mehreren Sihongern, die als Arbeitsleute beim Zimmern halfen, in ein vertrauteres Verhältniß; elf junge Männer und Jünglinge waren aus ihnen willig, sich unterrichten zu lassen, wenn die Aeltesten nicht dagegen seien; ich hielt es indessen nicht für gut, noch länger auf den guten Willen der Aeltesten zu warten, sondern gab eines Morgens jedem ein A-b-c-buch und eine Schreibtafel, setzte mich sogleich mit ihnen zum Unterricht nieder und — die Schule war im Gange. Da die Aeltesten aber nicht besser gesinnt wurden, suchte ich eine Volksversammlung zu veranstalten, wobei der jetzige Häuptling, der auch mein Schüler ist, mir treulich half; dabei sollte Jeder seine Einwendungen gegen den Schulunterricht öffentlich heraussagen, und ich wollte darauf antworten. Das hat auch soviel geholfen, daß über 60 Kinder in die Schule eintraten. Diese kommen aus 12 kleinen Dörfern hier zusammen; doch ist in diesen Dörfern eine noch größere Anzahl schulfähiger Kinder, die

die Schule noch nicht besuchen wollen, weil ihre Eltern es noch nicht haben wollen. Es ist noch ein ganzer Bezirk im Lande, aus welchem ich noch kein einziges Kind im Unterricht habe. Die Bewohner desselben leben nämlich mit dem Häuptlinge in Feindschaft und nennen deshalb alles schlecht, was er gut heißt; darum bezeichnen sie den Schulunterricht auch als etwas Schlechtes und sagen von mir, ich sei ein eben so schlechter Kerl, wie der Häuptling. Die Mädchen kommen aber noch gar nicht in die Schule, und sind nur Knaben darin. Es geht eben nur langsam vorwärts und hat das Ansehen, als würden wir noch eine harte Arbeit haben, ehe die Sihonger sich bekehren.

Das wäre etwas von der Schule; nun wollt Ihr auch gern etwas über die Schüler hören. Denkt Euch einen Trupp beinah ganz nackter Jungen, mit einer von der Sonne gebräunten Haut, langen Haaren, die sie zu einem Zopf zusammenwinden und das Kopftuch darüber binden, und meist mit fröhlichem Angesicht, so habt Ihr ein kleines Bild von ihnen. Bei Wind und Regenwetter ziehen sie eine Jacke über. Das Zeuch dazu wird theils von den Frauen selbst aus Blättern oder Baumbast gewebt, theils von den Malaien gekauft, und wer keinen gewebten Stoff dazu haben kann, der schneidet sich im Walde ein Stück zäher Baumrinde zurecht, klopft diese geschmeidig, schneidet in der Mitte das Halsloch aus und heftet die beiden Seiten zu einer Jacke ohne Aermel zusammen. In der Schule müssen sie sich bequemen, in drei Sprachen zu lernen, nämlich im Malaiischen, Sihongschen und Pulopetakschen, worin Mehrere auch schon gute Fortschritte gemacht haben. Mit den Malaien und Pulopetakern leben die Sihonger im Verkehr, weshalb es gut ist, daß sie deren Sprache lesen, schreiben und gut verstehen lernen; und da jene beiden Stämme schon viele christliche Bücher von den Missionaren erhalten haben, so ist es nöthig, daß die Sihonger auch darin unterrichtet werden, da sie noch keine

Bücher in ihrer Landessprache haben. Die Schüler können aber nicht so regelmäßig die Schule besuchen, wie es bei Euch der Fall ist, weil ihre Lebensverhältnisse ungünstig sind, die sich aber hoffentlich in der Zukunft verbessern werden. Die meisten wohnen sehr weit von der Schule entfernt und müssen deswegen in der Schulzeit hier im Dorfe übernachten. Ihren Reis als Lebensmittel haben sie von Hause mitgebracht, den sie sich nach dem Unterrichte selbst kochen; ist der aber aufgezehrt, so müssen sie wieder nach Hause wandern und andern Reis holen. Wenn die Feld-Arbeiten vorhanden sind, bekommen die Schüler Ferien, damit sie ihren Eltern helfen können. Ihre Felder haben sie oft halbe und ganze Tagereisen fern von ihren Wohnungen und übernachten dort in Feldhütten. Das kommt daher, weil sie nur auf solchen Stellen Reis pflanzen, wo sie einen Wald abgehauen und niedergebrannt haben, wodurch der Boden für zwei oder drei Jahre fruchtbar wird; nachher müssen sie wieder einen andern Wald umhauen und verbrennen und rücken so mit ihren Feldern immer weiter hinaus, bis nach vielen Jahren auf die früheren Felder wieder ein Wald gewachsen ist, der zu Feld umgewandelt werden kann. Es hat sie noch Niemand den Ackerbau gelehrt und darum verstehen sie auch nicht das Feld zu bauen; sonst könnten sie ja alle ihre Wohnungen und Felder hier in der Nähe haben, wobei sie besser leben und auch mehr christlichen Unterricht empfangen könnten. Kommen aber erst mehrere Missionare hierher, so kann damit schon ein Anfang gemacht werden, wenn Gott Gnade dazu gibt, und Sihong kann dann ein Land werden, wo nicht nur Kaffee und Zucker, Reis und Arrowroot, Zitronen und indische Früchte, Pfeffer und Baumwolle die Feldfrüchte sind, sondern wo auch Glaube, Liebe und Hoffnung herrlich blühen und Früchte des ewigen Lebens reifen, wo die Erkenntniß des Herrn, unsers Gottes, die Erde bedeckt, wie das Wasser den Meeresgrund."

---

5. Gehet hin und lehret alle Völker.

Lieben Kinder! Die Worte hat der Herr Jesus zu seinen Jüngern gesprochen und man nennt sie den Missionsbefehl. Wenn ich die Worte überlege, so möchte ich weinen und lachen in einem Athem. Warum denn weinen? Ja nun, sagt doch, ist denn das nicht ein großer Jammer, daß alle Völker so dumm sind und nicht wissen, wie sie selig werden sollen, daß der Herr Jesus erst seine Jünger hinschicken muß, damit sie es lernen? — Auch die Engländer? Ja wohl. — Auch die Preußen? Ja wohl. — Auch die Franzosen? Nun, die erst recht. — Sie sind doch aber so sehr kluge Leute und haben die Eisenbahn erfunden? Hilft alles nicht; auf der können sie nicht gen Himmel fahren und wenn sie nicht von dem Herrn Jesu lernen wollen, so geht es gradesweges in die Hölle hinein. Ist das nicht kläglich? — Und warum denn lachen? Ja nun, sagt doch, soll einem darüber nicht das Herz im Leibe lachen, daß der Herr Jesus seine Jünger zu allen Völkern schickt, auch zu den allerdummsten, auch zu denen, die ärger sind als das Vieh, auf daß sie selig werden? — Auch zu den Hottentotten? Ja wohl. — Auch zu den Buschmännern? Ja wohl. — Auch zu den Kannibalen? Zu denen erst recht. — Die sind doch aber so gar schlecht und fressen einer den andern auf, was nicht einmal die Tiger und Wölfe thun? — Schadet alles nicht; da steht's geschrieben: alle, alle, alle Völker sollen lernen und selig werden.

Haben denn die Jünger gethan, was ihnen der Herr Jesus befohlen hatte? — Ja wohl; aber sie sind nicht fertig geworden, sind nicht zu allen Völkern hingekommen. Und da haben sie den Befehl andern Leuten weitergegeben und gesagt: „Nun thut ihr auch was!" Und die haben es wieder andern gegeben und die wieder andern, und so ist es bis auf uns gekommen. Und der

Befehl des Herrn Jesu ist immer noch nicht ganz ausgerichtet. Was wird der Herr Jesus dazu sagen? Der wird sagen: „Was ich befohlen habe, das muß geschehen. Alle Völker müssen gelehrt werden. Und so lange noch ein einziges Volk ist, das nichts von mir gehört hat, so gebiete ich euch: Gehet hin und lehret das!“ Und wenn da einer sagt: „Lieber Herr, ich will dir wohl gehorchen, wenn du sagst: Thut Buße! oder: Glaubet an das Evangelium! oder: Liebet eure Feinde! aber mit dem Worte: Gehet hin! habe ich nichts zu thun“ — so spricht der Herr: „Du Schalk und arger Knecht, wer hat dich gewiesen, an meinem Befehle zu drehen? So gut ich gesagt habe: Liebet eure Feinde! so gut habe ich auch gesagt: Gehet hin und lehret die armen Leute! und habe nicht dazu gesetzt: das eine sollst du thun, und das andere kannst du lassen! Es muß beides gethan werden, das eine wie das andere!“

Nun dabei wollen wir es lassen, lieben Kinder, und wenn ihr dem Herrn gehorsam sein und sein Wort und Befehl achten wollt, so helft mit an der Mission, daß man gehe und die Völker lehre. — Auch die Buschmänner? — Ja wohl, das wollen wir gleich hören.

---

6. Der Durst in der Wüste.

Vor einigen Jahren reiste einer unserer Missionare in das Namaqualand. Das Land liegt in Südafrika. Er hatte bis dahin in dem Caplande gelebt. So nennt man das Land, welches am Cap der guten Hoffnung liegt. Und nun wollte er nach dem Platze Bethanien, wo unsere Missionare schon lange das Evangelium gepredigt haben. Die Reise mußte mit Ochsenwagen gemacht werden, wie meistens alle Reisen in das Innere von Südafrika. Wollt ihr wissen, wie so ein Ochsenwagen aussieht, so

dürft ihr freilich nicht an unsere Kutschen denken, eher an einen Frachtwagen mit starken Rädern, die etwas vertragen können. Den ziehen dann eine Menge Ochsen; achtzehn bis zwanzig, das ist so die gewöhnliche Zahl. Und die Treiber mit langen Peitschen gehen neben her und müssen den Wagen oft an Stricken halten, daß er nicht in den Abgrund stürzt; denn die Wege sind da ganz abscheulich, die die Wagen hinauf müssen, daß man auch zerbrochene Räder und Ochsenknochen da herum liegen sehen kann. Da habt ihr so ein kleines Bild und könnt euch nun schon vorstellen, daß es in Südafrika schlecht zu reisen ist. Es ist eben nur eine Wüste und von Landstraßen ist keine Rede, besonders wenn man, wie unser Missionar, in das Namaqualand will. Nun, der ließ sich aber dadurch nicht abhalten, spannte seine Ochsen vor die Wagen und packte seine Frau und Kinder hinein und so ging es vorwärts. Sechs Wochen waren sie schon gefahren, als sie an einen Fluß kamen, der der Großfluß heißt, weil er groß ist. Er ist überhaupt der einzige Fluß in dem Lande, der immer Wasser hat. Denn das muß ich euch sagen, das Namaqualand ist das trockenste Land in der ganzen Welt. Nur selten einmal trifft man eine Quelle an; wir werden gleich mehr davon hören. Mit Mühe wurden die Wagen und die Ochsen durch den Fluß gebracht. Bis dahin waren die Reisenden doch noch dann und wann zu menschlichen Wohnungen gekommen und hatten bei denselben etwas ausruhen können, aber von nun an ging es bis Bethanien durch eine große Wüste, in der außer Buschmännern nur wilde Thiere hausten. Drei Wochen reisten sie durch diese Wüste in großer Hitze, obgleich es im Monat Januar war, und die Ochsen und die Wagen gingen fast drauf, die Ochsen vor Durst und die Wagen der greulichen Wege halben.

Endlich waren sie so weit gekommen, daß sie nur noch drei Tagereisen bis Bethanien hatten. Aber nun

ging die Noth erst an. Die Ochsen waren vor Hitze und Durst so verschmachtet, daß viele von ihnen sich niederlegten oder stehen blieben und kein Mensch konnte sie vorwärts bringen. Da mußte der Missionar von den vier Wagen, welche er bei sich hatte, zwei stehen lassen. Die blieben da frank und frei in der Wüste stehen und die Ochsen, welche noch ziehen konnten, wurden vor die andern beiden Wagen gespannt. Da es des Tags zu heiß war, fuhren sie gewöhnlich des Nachts, aber in der nächsten Nacht war der Weg wieder so greulich, daß am Morgen viele Ochsen nicht weiter konnten und auch noch der dritte Wagen stehen bleiben mußte. Schon die ganze Nacht hindurch hatte man die Hyänen lachen hören und als es Tag wurde und man die Spur im Sande erkennen konnte, zeigte es sich, daß hier alles von Löwen, Leoparden und Hyänen wimmelte, solch greuliche Wildniß war das. Der Missionar ließ am Abend einen Mann bei dem Wagen zurück, um ihn gegen die Bestien zu bewachen; der hat nachher erzählt, daß einmal 5 Löwen zum Besuch an den Wagen gekommen seien, von denen einer ihm zwei Stunden nachlief, und ihn doch nicht packte. Und nun ging es mit dem einzigen Wagen in der Nacht gut voran; aber gegen Morgen legte sich der Missionar im Wagen schlafen und als er um 7 Uhr erwachte, steht alles still. Kein Ochs vor dem Wagen, der Fuhrmann und die Treiber liegen im Sande und schlafen, was das Zeug halten will. Das sind die Hottentotten. Was nun thun? Bethanien war noch 8 Stunden weit, die Ochsen davon gelaufen, um Wasser zu suchen, die Hitze so groß und der Wind so heiß, als käme er aus einem Backofen, die Kinder schreien nach Wasser und im Ganzen ist nur noch eine einzige Flasche voll im Wagen, welche von der letzten Quelle war, bei der man ausgespannt hatte. Der Missionar läßt von dem Wasser Kaffee kochen, aber das half nicht viel, der Durst wurde immer größer und nun kein Tropfen

weit und breit. Die Ochsen kamen zwar wieder, aber sie hatten auch kein Wasser gefunden und als man sie einspannte, konnten sie den Wagen nicht von der Stelle bringen, so hin waren sie vor Hitze und Durst. Es wurde also mitten in der Wüste wieder ausgespannt; kein Baum oder Strauch war da; unter dem Wagen, da lagen sie im Schatten, denn im Wagen war es nicht auszuhalten, aber der Sand war heiß; die Frau des Missionars fiel an dem Tage drei Mal in Ohnmacht, ihre Magd lag halb darin vom Morgen bis zur Mitternacht, die Kinder weinten nach Wasser und besonders der kleine Heinrich sprach Dinge, die man vorher von ihm nie gehört hatte, so daß ihn sein Vater scharf anreden mußte; da fiel er denn in Schlaf und nun hatte er es am besten. Sein Bruder Theophilus sah im Gesicht aus wie ein Todter; er hielt sich aber unter allen Kindern am tapfersten. So kam die Nacht heran und als es etwas kühl geworden war, entschloß sich der Missionar, mit all seinen Leuten zu Fuß nach Bethanien zu gehen. Sie lassen also den Wagen mit den Ochsen und machen sich auf den Weg; ein Jeder fühlte, es ginge auf Leben und Tod, nur der kleine Heinrich nicht, der rief immer: „Herr Jesu, sei doch so gut und gib mir Wasser!“ Da ging sein Vater dem Zuge voraus, der in dem Grauen der Nacht durch die Wüste nur so hinschlich, und schrie in seiner Angst zu dem Herrn und sagte ihm das, was der kleine Heinrich gesagt hatte. Das hatte der Herr Jesus freilich selbst genug gehört, aber er hat es doch gern, wenn man ihn an die Kinder erinnert, denn die hat er lieb. Und siehe, was kommt da von Bethanien her durch die Nacht gestolpert? Leute mit frischen Ochsen und — Wasser. Da hättet ihr einmal das Trinken sehen sollen! Der kleine Heinrich kriegte natürlich das meiste; der durfte sich ganz satt trinken. Den andern blieb nur wenig übrig, denn es waren ihrer zu viel und wenn es nun auch

mit den frischen Ochsen hurtig voran ging, so plagte sie doch der Durst wieder ganz entsetzlich; es schien, als ob sie durch das Trinken nur durstiger geworden wären und obendrein ging die Sonne auf und die Hitze war wieder da. Es war des Morgens um 8 Uhr. Da kommt aus der Wüste querein ein Buschmann gelaufen. Er hatte gehört, daß ein Missionar gefahren käme und wollte sehen, ob er es wäre. Dem sagen sie, wie sehr der Durst sie quäle und er möchte laufen und von Bethanien Wasser holen. Wie ein Pfeil vom Bogen, so schießt der Wilde durch die Wüste hin. Und um 10 Uhr kommt er mit einem andern Buschmann gelaufen und bringt zwei Eimer voll Wasser. Nun tranken sie sich alle satt und um 11 Uhr waren sie auf Bethanien. Da bekamen auch die Ochsen zu saufen so viel sie wollten und nun war alles gut. Aber der kleine Heinrich war noch 14 Tage krank, so hatte ihn der Durst zerquält.

Da seht ihr, Kinder, was das heißt: „Gehet hin!" Das sind oft saure Gänge. Und nun wollen wir etwas von den Buschmännern hören, zu welchen dieser Missionar reiste. Ich sage euch aber gleich voraus, daß es häßliche Leute sind. Das war ein lieber Buschmann, der das Wasser holte. So sind nicht alle und wenn der Herr Jesus nicht gesagt hätte: „Lehret alle Völker", also auch die Buschmänner, so würde kein Missionar einen einzigen Ochsen vor seinen Wagen spannen, um zu ihnen zu fahren.

---

7. Die Buschmänner.

Daß die Buschmänner in Südafrika leben, habt ihr schon gehört. Ich denke immer, sie sind die allerältesten Einwohner des Landes und die andern, die Hottentotten und Kaffern, welche noch dort wohnen, sind über sie hergefallen und haben sie unterjocht. Doch ist das eine sehr

dunkle Sache und ich kann nichts Gewisses sagen. Die Buschmänner sind und bleiben ein räthselhaftes Volk, dessen Wohnsitze man lange noch nicht alle kennt, denn je tiefer man in das Innere von Südafrika eindringt, desto mehr findet man die Buschmänner. Sie selber nennen sich Saan und reden eine sehr wunderliche Sprache, die noch am meisten mit der der Hottentotten Aehnlichkeit hat, denen sie überhaupt wohl im Aeußerlichen am meisten gleichen, wie sie denn auch gelbbraun sind, wie die, aber viel kleiner; ein ausgewachsener Buschmann ist nicht über 5 Fuß hoch und grundhäßlich im Gesicht. Aber ich kenne keinen Menschen, der so viel aushalten könnte wie er. Sie sind wahrscheinlich die schnellsten Läufer auf Erden; wenn sie laufen, sieht es aus, als ob sie mit den Füßen nicht auf den Boden kämen; man sieht nur immer ihre weißen Fußsohlen, denn Schuhe haben sie nicht an. In der Ebene läuft sich ein Pferd eher zu Tode, als daß es einen Buschmann einholte und nun vollends in den Bergen oder unter Büschen! Dabei kann der Buschmann in unglaublicher Weise Hunger und Durst ertragen, er ist so ein rechter Mann für seine Wüste. Dagegen kann er aber auch essen, wenn er was hat, daß einem über dem kleinen Manne Sinn und Verstand stille steht. Man hat es einmal gesehen, wie vier Buschmänner in einer Mahlzeit ein ganzes Pferd verzehrten. Und können sie nicht mehr und haben grade gute Beute gemacht, so wird das Fleisch gekocht, dann getrocknet, zu einer Art Mehl gestampft und in Säcken in die Erde verscharrt. In der Erde haben sie auch ihre Vorräthe von Fett, meistens in Straußeneierschalen, und es ist überhaupt nicht wahr, daß es bei den Buschmännern so überaus hungerleiderlich hergeht und daß sie eben nur von dem leben, was der heutige Tag bringt. Dafür sind sie ein viel zu kluges und verständiges Volk, viel klüger als die Hottentotten. Das steht nun einmal fest, daß ein Buschmannsjunge, wenn er irgend

Lust hat, viel leichter lesen lernt, als tausend andere Kinder. Ihre Decke, und darunter verstehen sie Haus und Rock, zeigt zwar nicht viel Kunst, aber sie ist die einfachste, die man sich denken kann, und für ihre Lebensart, wie sie nun einmal ist, gewiß die beste. Das Haus besteht nemlich aus einer Binsenmatte, die über einige kreuzweis gebogene und in die Erde gesteckte Stäbe gelegt ist. Sie legen sie gemeiniglich nur des Nachts über, während sie dieselben des Morgens abnehmen, um in ihrem Lager nicht entdeckt zu werden, so daß ein Fremder, der in ihre Nähe kommt, kaum vermuthen sollte, daß hier Menschen wohnen. Zuweilen ist die Hütte noch einfacher und besteht nur aus Büschen, die unter einen Baum oder an denselben im Halbkreis gelegt sind. Und das Hausgeräth ist ein Napf oder Trog von Holz, um daraus zu essen, Straußeneierschalen, um das Fett aufzubewahren, der Balg einer großen Eidechse, um den Honig aufzunehmen, Säcke aus Fell, wohinein allerhand andere Speise gethan wird und die Kalebassen, das sind Kürbisschalen, aus denen sie trinken. Ich habe eine Buschmanns-Kalebasse, die ist mit hübschen Thierfiguren verziert, die in die Schale geritzt sind, denn die Buschmänner zeichnen gern; man findet bei ihnen Höhlen, deren Wände mit Bildern über und über bedeckt sind. — Der Rock aber ist der Karoß, eine Felldecke, die aus Springbockfellen gemacht ist und über Schulter und Rücken hängt, sonst bleibt der Leib nackt, nur vorn tragen sie ein Ding wie eine Schürze, von Leder, das in lauter einzelne Riemchen zerschnitten ist und herunterbaumelt. Frauen und alte Leute, auch wohl Kinder haben eine Mütze von Springbock- oder Schakalsfell, die mit einem hübschen Rande versehen ist. — Je nachdem wenige oder viele in einer Gegend wohnen, so leben sie auch entweder einzeln oder in Dörfern zusammen, die man in Südafrika „Kraale“ nennt; „Kraal“ aber ist holländisch und bedeutet Koralle, weil die runden Hütten eines

Dorfes an einander stehen, wie die runden Korallen einer Kette an einander hängen. Den Kraal legen sie gern in einer Gegend an, wo viel Büsche und Steine sind und rings um denselben werden Gruben in die Erde gemacht und mit Büschen und Erde so bedeckt, daß ein Fremder, der etwa in das Dorf dringen will, in dieselben hineinstürzt. Das ist ihre Verschanzung. —

Was thut denn aber der Buschmann den lieben langen Tag? Nun, eigentlich ist er ein Jägersmann. Er baut weder das Land, noch zieht er Vieh. Und es gibt schwerlich einen listigeren und gewandteren Jäger, als ihn. Ich könnte euch viele Jägerstückchen der Buschmänner erzählen, besonders wie sie das Wild in Gruben fangen, aber das wird mir jetzt zu lange. Er hat weiter keine Waffen, als Bogen und Pfeile; die Pfeile trägt er in einem schmutzigen ledernen Köcher. Wenn ihr mich einmal besucht, kann ich euch das alles zeigen. Die Pfeilspitzen sind sehr scharf und von Eisen, mit tüchtigen Widerhaken versehen und immer vergiftet. Das Gift kocht er theils aus Giftpflanzen und dann heißt es malkop-Gift, weil es toll im Kopfe macht, oder es ist Schlangengift. Beides ist so stark, daß es nur einer kleinen Wunde mit diesen Pfeilen bedarf, und sogleich geht das Gift durch den ganzen Leib und tödtet in kurzer Zeit. Dabei hat es noch die Eigenschaft, daß es sich nach dem Tode wieder an der Wunde sammelt; dann schneidet es der Buschmann aus und kann das übrige Fleisch ohne Schaden essen. Mit dem Bogen schießt er auf 120 Schritt so sicher, wie wir mit einer Flinte.

Hätte man nun den Buschmann ruhig bei seiner Jagd gelassen, so wäre er einfach ein Jäger geblieben. Aber da sind die Hottentotten über ihn gekommen und die Kaffern sind über ihn gekommen und endlich auch die weißen Männer, die Europäer, die sich im Caplande niedergelassen haben. Und die haben ihn unterjocht, nachdem sie viele

von ihnen todt geschossen haben, und darum leben viele Buschmänner nicht mehr als freie Leute, sondern sind Sclaven der Hottentotten geworden; wo sie sich aber in ihre Wildniß vor ihren Drängern zurückgezogen und nicht unterworfen haben, sind sie Räuber geworden, welche namentlich den weißen Männern, den Colonisten, viel Noth machen, indem sie mit großer List ihnen ihre Pferde, Ochsen und Schafe abstehlen. Es ist unglaublich, wie schlau der Buschmann in diesem Raubkriege ist. Dafür werden sie denn aber auch von den Colonisten todt geschossen, wo man ihrer habhaft werden kann und da gibt es mitunter ganz greuliche Metzeleien; ich werde nachher gleich noch etwas davon erzählen.

Was weiß denn nun aber der kluge Buschmann vom Seligwerden? Davon weiß er gar nichts, rein nichts. Er weiß nicht einmal, daß ein Gott im Himmel ist. Du findest auch gar nichts bei ihm, was wie ein Gottesdienst aussieht, oder wie eine Kirche oder wie eine Schule oder wie ein Sonntag; es lebt alles in den Tag hinein. Nur eins weiß ich, welches beweist, daß der Buschmann einen Gedanken an eine höhere Macht hat, mit der er gern Freund sein möchte, weil sie ihm Schaden thun kann. Das ist ein kleines Riemchen oder Bindfaden, an welchem ein Vogelbeinchen, oder eine kleine Wurzel oder ein Stückchen Holz oder des etwas sitzt; den trägt er um die Hand gebunden; wenn er den hat, dann hat er Glück auf der Jagd, dann findet er viel Honig, dann ist er in seiner Art ein seliger Mensch. Das elende Zauberding ist also sein Katechismus, sein Gesangbuch, seine Bibel, sein Heiland, alles zusammen. Mit solchem Menschen muß es doch schlecht stehen? Nicht wahr, Kinder? Ja freilich steht es schlecht mit dem. Darum besäuft er sich auch in seinem Honigbier, daß er ärger als ein Vieh da liegt und wenn er zornig wird, so gibt es keinen wüthendern und grausamern Menschen als ihn, dann gilt ihm das Leben eines

Menschen nicht mehr, als das einer Krähe. Man hat mir einmal erzählt, daß ein wüthender Buschmann, der seinen Feind nicht fassen konnte, dessen kleines Kind bei den Beinen packte, es in die Luft warf und dann dasselbe auf einem spitzen Pfahle auffing, der dem Kinde durch den Leib drang, und an dem der wilde Mensch es so lange zappeln ließ, bis es todt war. Nun sagt, soll man nicht gehen und die Buschmänner lehren, und wenn man auch darüber in der Wüste verdursten sollte? —

---

8. Das Commando.

Eine Strecke des Caplandes und zwar auf dem linken Ufer des Großflusses ist noch in ungestörtem Besitze der Buschmänner. Sie heißt deshalb auch das Buschmannsland. Wir haben an den Gränzen dieses Landes 4 Missionsplätze. Einer darunter heißt Amandelboom, wo zwei Missionare den Bastard predigen. Die Bastard sind aber wohlhabende Hirten, welche halb Hottentotten und halb Europäer sind, meistens noch Heiden. Vor einiger Zeit hatten die Buschmänner den Amandelboomern zwei Mal hinter einander Hornvieh geraubt und in ihr Land geschleppt; das erste Mal waren es 70, das andere Mal 30 Stück. Dort zu Lande muß man selbst Polizei sein, wenn man sein Eigenthum wieder haben will, und so beschlossen die Bastard, 40 Mann stark auszuziehen und den Buschmännern den Raub abzunehmen. Solch einen Zug nennt man ein Commando. Eigentlich wollten noch drei Haufen Colonisten mit, welche in der Nähe wohnten und denen auch Vieh geraubt worden war, aber es wurde nichts daraus und so zogen unsere Bastard auf eigene Faust. Schon den Sonntag vorher predigte der Missionar über das Commando und sagte ihnen, wie sie nach Gottes Wort bei ihrem Zuge zu verfahren hätten. Da es

aber bei solchem Zuge auf Leben und Tod geht, waren viele sehr bewegt in ihrem Herzen, als sie aufsattelten und baten den Missionar, ihnen noch ein Wort zum Abschiede zu sagen. Der ließ denn auch gleich noch einmal die Glocke läuten und unter Gebet und Segen wurde das Commando entlassen. Es hatte zwei Wagen bei sich, welche das Gepäck geladen hatten und viele Schlachtschafe, um in der Wüste leben zu können; außer den Wagen- und Viehtreibern waren alle zu Pferde. Auch führten sie einige Buschmänner bei sich, welche zahm gemacht waren und in Amandelboom wohnten, die sollten die Spione sein. Im Buschmannslande fanden sie so viele Springböcke zu schießen, daß sie ihre Schafe nicht zu schlachten brauchten. Am fünften Tage entdeckten die Spione den ersten Buschmannskraal. In der Nacht umringten sie denselben, ohne von den Buschmännern bemerkt zu werden und am Morgen sahen sich die Räuber eingeschlossen. Ein zahmer Buschmann wurde an den Kraal geschickt, um den Leuten zu sagen, es solle ihnen kein Leid geschehen, wenn sie die ärgsten Räuber ausliefern würden. Einige kamen auch wirklich heraus, aber die meisten blieben hinter ihrer Verschanzung sitzen und da einige Bastard ihre Gewehre abfeuerten, fürchteten die, welche herausgekommen waren, Verrath, und liefen in den Kraal zurück. Nun griff alles zu Bogen und Pfeilen und es entstand ein Gefecht, welches bis in den späten Nachmittag hinein dauerte. Die Buschmänner fochten tapfer und nur zwei Frauen liefen während des Gefechts zu den Bastard über. Da die Bastarde Schilde von ausgespannten Ochsenfellen bei sich hatten, so fingen sie damit die vergifteten Pfeile der Buschmänner auf; die Schilde wurden aber tüchtig zerschossen, so daß sogar einige Pfeile durch das Ochsenfell gedrungen waren. Gegen die Kugeln der Bastarde konnten sich die Buschmänner aber nicht wehren und es wurden 48 todt geschossen; 3 von ihnen entwischten. Und als die Ba-

stard endlich in den Kraal hinein drangen, fanden sie nur noch 3 Frauen und 12 Kinder am Leben, welche sie gefangen nahmen. Von den Bastarden war nicht einer gefallen. Außer Bogen und Pfeilen wurde keine Beute gemacht; nur ein Beil fand man noch, was vor einem Jahre einem Bastard gestohlen war. Von dem geraubten Vieh war nichts mehr am Leben. Sobald die Buschmänner die Bastard erblickt hatten, war ihr erstes gewesen, das Vieh mit ihren vergifteten Pfeilen todt zu schießen. Die Bastard wollten noch zu einem andern Kraal ziehen, aber dieser eine Tag hatte so viel Pulver gekostet, daß man den Angriff nicht wagte und kehrte nach Amandelboom zurück.

Unter den gefangenen Kindern waren zwei verwundet, das eine ein Mädchen, welches einen Schuß in einen Arm bekommen und das andere ein Junge, welcher eine tiefe Wunde in der Lende hatte. Beide wurden gleich zu dem einen Missionar gebracht, der auch ein guter Wundarzt ist und in den Tagen eben eine frische Salbe bereitet hatte, von der die beiden Kinder denn auch bald genasen. Als die Bastard die Kriegsgefangenen unter sich verloost hatten, bat sich die Frau eines Missionars ein kleines Mädchen von etwa 10 Jahren von seinem Herrn aus, um es zu erziehen, welches sie auch sogleich erhielt. Es war grade kein passendes Kleidchen für dasselbe da und so nackt konnte ein kleines Mädchen von 10 Jahren unter Christenmenschen nicht herumlaufen. Da mußte denn gleich fix ein Kleidchen gemacht werden und am Nachmittag war es auch schon fertig. Nun wurde die Kleine von Kopf bis zu Fuß gewaschen, rein angekleidet, ihr alter Karoß und das Lederkäppchen verbrannt, ihr krauses mit rother Farbe und Fett beschmiertes Haar abgeschnitten, und so kam das ehemalige Rothköpfchen ganz nett und schmuck wieder zum Vorschein, man kannte sie kaum wieder. Zuerst war es ihr nicht recht behaglich in der neuen Tracht, das könnt ihr euch denken, aber das fand sich bald. Auch konnte man gar

nicht mit ihr reden, denn man verstand ihre Sprache nicht; da mußte Nachbars Lene kommen. Die war auch ein Buschmannsmädchen, aber schon länger auf Amandelboom und bereits getauft. Die blieb denn auf einige Zeit bei Missionars und spielte mit der Wilden und aß und trank und schlief mit ihr und nahm sie mit in die Schule, denn sie verstand die Buschmannssprache noch; das ließ sich denn die Wilde auch ganz gut gefallen.

Und dann war noch ein prächtiger Junge von 1½ Jahren gefangen genommen. Paul Diergard, der Bastard, hatte ihn im Kraal gesehen, als noch die Pfeile und Kugeln hin und her flogen und war mit Gefahr seines Lebens hingesprungen, hatte ihn errettet und aus der Schlacht getragen. Als es nun nach Amandelboom zurückging, konnte der kleine Bursche natürlich nicht laufen und auf dem Pferde oder Wagen konnte man ihn auch nicht gut halten. Da bezahlte Paul Diergard einen alten Knecht, der mußte ihn den ganzen Weg bis Amandelboom tragen. Das mußte dem Bübchen gefallen haben, denn als sie auf Amandelboom ankamen, war es gar freundlich und lief zu allen Leuten, als ob's seine Eltern wären. Es war ein nettes Kind mit hervorragender Stirn und gar keinem dicken Bauch, wie sonst die Buschmannskinder haben, sondern schlank und fein wie ein Springböckchen im Buschmannslande, wenn es fette Weide gibt. Die eine Missionarsfrau gab ihm ein Stückchen Brod; es war das erste, was er zu sehen bekam und wußte erst gar nicht, was er damit anfangen sollte; aber bald war er entschlossen, ging umher und gab jedem der Umstehenden ein Stückchen davon. Paul Diergard, sein Retter, schenkte den Kleinen an den andern Missionar, denn er meinte, der würde ihn doch besser aufziehen können, als er es verstände.

9. Der böse Umab.

Wir haben in dem Namaqualande einen Missionsplatz, der heißt Rehoboth. In dessen Nähe haust ein Häuptling der Namaqua mit Namen Umab. Er ist schon ein alter Mann, ist auch ein armer Mann, denn andere Häuptlinge haben ihn ausgeplündert. Der Häuptling von Rehoboth läßt ihn aus Gnade und Barmherzigkeit in seinem Felde wohnen. Umab hatte einen Sohn, den er sehr lieb hatte, und der starb am Fieber. Da der Alte ein blinder Heide ist, so war er sehr traurig über den Tod seines Kindes und wollte seinem Schmerze dadurch Luft machen, daß er sagte, die Buschmänner, welche bei ihm als Sclaven wohnten, hätten seinen Sohn vergiftet. Er hatte 4 Buschmanns-Familien in seiner Gewalt und die mußten nun seine Wuth kosten. Er ließ zuerst drei Männer derselben greifen und sie fürchterlich mit dem Sambock hauen. Der Sambock ist aber die Peitsche der Namaqua, aus der dicken Haut des Nashorns gemacht, ein fürchterliches Instrument, ich kann euch auch einen zeigen. Dann ließ Umab in drei Gruben Feuer anzünden, die zerhauenen Buschmänner binden, in die Gruben werfen und so bei lebendigem Leibe braten. Damit war aber seine Rache noch nicht gestillt. Er ließ noch 4 andere Buschmänner greifen und auf dieselbe Weise den Flammentod sterben.

Als unser Missionar auf Rehoboth das hörte, ritt er eilends hinaus zu dem alten Häuptling. Er fand ihn ganz verstört; doch stand der Alte langsam auf und reichte ihm die Hand. Dann erzählte Umab was geschehen sei, und verschwieg nichts, setzte obenein wüthend hinzu, er werde noch mehr Leute tödten, um den Tod seines Sohnes zu rächen. Der Missionar stellte dem wüthenden Manne zuerst mit sanften Worten das begangene Unrecht vor. Umab aber sagte: „Ich bin nicht bös; was ich thue, das ist recht." Da wurde ernst mit ihm geredet und ihm angedeutet,

man würde alle noch vorhandenen Buschmänner mit nach Rehoboth nehmen, damit er nicht noch mehr todt mache; es wurden auch dieselben zusammengerufen und es fanden sich noch 3 Weiber und 11 Kinder, ihre Männer und Väter waren alle verbrannt. Umab wollte sie jedoch nicht hergeben, versprach keinen mehr zu tödten und setzte hinzu: „Sie gehören mir; willst du sie mir abkaufen?“ Leider hatte der Missionar nur zwei Männer von Rehoboth bei sich und konnte deshalb die armen Buschleute nicht gleich mitnehmen; er ritt aber eilends nach Rehoboth zurück, um die Sache dort zu melden. Mit Sonnenuntergang kam er an und da bald darauf die Glocke zum Abendgottesdienst geläutet wurde, ging er in die Kirche, erzählte der Gemeinde, was er heute gesehen und gehört habe und forderte sie auf zu beten, daß doch solchem Graus ein Ende gemacht werde. Die ganze Gemeinde war erschrocken und noch an demselben Abend berathschlagte der Häuptling mit seinen Richtern, was zu thun sei, denn Umab stand unter seiner Gewalt. Am andern Morgen brachen 15 Mann zu Pferd und zu Ochs auf und spät am Abend kehrten sie wieder. Sie brachten richtig alle Buschleute mit; die Kinder waren besonders froh, daß sie von dem bösen Umab weg waren. Einer unserer Missionare nahm ein kleines Mädchen von 7 Jahren zu sich und der andere Missionar einen Jungen von etwa 15 Jahren; andere Leute des Dorfes nahmen andere Kinder. Der alte Umab bekam aber bald seinen Lohn. Das rothe Volk, das in der Nähe wohnte, nahm ihm all sein Vieh ab. Die Männer von Rehoboth waren so großmüthig und eroberten ihm den größten Theil wieder, aber nicht alles. Bald darauf brach der Löwe bei ihm ein und fraß ihm eine seiner besten Kühe auf. Und nun kam der alte Heide fleißig zur Kirche nach Rehoboth. Da mußte er denn auch den kleinen Noatob sehen, den 15jährigen Buschmannsjungen, von dem ich euch das nächste Mal erzählen will.

---

10. Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

Lieben Kinder! Ihr müßt euch unter den Heiden nicht solche Leute vorstellen, welche gar nichts von Tugend und Frömmigkeit wissen wollen. Das ist nicht recht. Die allermeisten Heiden wollen tugendhaft und fromm sein und ich kenne genug, die bemühen sich darum und quälen sich ihr allermeistes. Auch müßt ihr nicht meinen, als wüßten die Heiden nichts von Gott. Sie wissen alle davon und man hat noch kein Heidenvolk gefunden, das nicht seinen Gott hätte.

Ei, sagt ihr, warum schicken wir denn Missionare zu den Heiden, wenn es so mit ihnen steht? — Nun, das müßt ihr euch von dem Herrn Jesus beantworten lassen; der muß es ja wissen, weshalb er die Heiden lehren läßt. Seht nur einmal die Worte da oben an. Sie stehen Matth. 28, 19. Nachdem der Herr seinen Jüngern gesagt hatte, daß sie ausgehen sollten und die Völker lehren, zeigt er ihnen kurz und gut an, wie sie das machen sollten. Da sagt er zuerst: „Taufet sie!" und dann sagt er: „Lehret sie halten alles, was ich euch geboten habe!" Laßt uns heute einmal das erste Stück besehen: „Taufet sie." Das ist das Hauptstück.

Das weiß ich wohl, spricht der Herr Jesus, daß alle Heiden wollen gerecht und fromm werden und daß sie sich darum mühen und sorgen. Geht aber hin zu ihnen und sagt ihnen, das ginge so nicht, denn durch sein eigenes Thun könne kein einziger Mensch gerecht und fromm werden und wenn er Blut darüber schwitzte; das ginge nur, wenn man sich taufen ließe, d. h. wenn man von all seinem Verdienst und Würdigkeit gar nichts halten, sich seine Sünden vergeben und ein neues Herz schenken lassen wollte. Auch weiß ich wohl, fährt der Herr Jesus fort, daß die Heiden von Gott etwas wissen; aber das kann ihnen gar nichts helfen; ihr Gott kann ihnen das nicht geben, was sie brauchen; aber wenn sie sich wollen taufen lassen, dann

sollen sie Theil haben an Gott, meinem himmlischen Vater und an dessen Liebe, mit der er alle Welt geliebt hat, und an mir, dem Sohn Gottes, der sein Blut vergossen hat zur Vergebung aller ihrer Sünden, und an dem heiligen Geiste, der ihnen meine und meines Vaters Liebe also in ihr Herz geben will, daß ihr Herz dadurch ganz neu und zu allem guten Werk geschickt wird.

Also aufgemerkt, Kinder! Wenn einmal einer kommt und erzählt euch etwas von den tugendhaften Heiden, z. B. von den Chinesen und wie die so fromm seien und Gott fürchteten und brauchten keine Missionare, so fragt den Mann: „Wie kann ein Mensch gerecht und fromm werden?" und wenn er euch sagt: „Thue recht und scheue Niemand, so wird ein Mensch gerecht und fromm" — dann sagt ihm, er sei selbst ein Heide und ihr wüßtet es besser, denn ihr wäret getaufte Kinder und von Anfang an einen andern Weg gewiesen, gerecht und fromm zu werden und wenn er und alle Heiden nicht würden wie ihr damals, als ihr eure Taufe empfingt, so könnten sie nicht in das Reich Gottes eingehen. Und damit Punktum.

Uebrigens weiß ich so gut wie jener Mann etwas von den Chinesen zu erzählen und wie sie so fromm und tugendhaft sind. Ihr wollt einmal zuhören.

---

11. Tsin und Hu.

Die Chinesen sind das größte und mächtigste Heidenvolk, was es jetzt auf Erden gibt. Man rechnet, daß 366 Millionen Menschen in dem chinesischen Reiche leben. Wenn ihr nehmt, daß etwa 1000 Millionen Menschen auf Erden wohnen, so könnt ihr leicht ausrechnen, wie viel davon allein auf China kommen. Die Chinesen sind keine Wilden; sie haben Städte wie wir, und haben eine Menge Künste und Erfindungen lange vor uns gehabt.

Ich werde euch später mehr davon erzählen. Heute will ich nur etwas von ihrem Gotte sagen.

In ganz alten Zeiten glaubten die Chinesen an den wahren Gott. Wenn man ihre alten Bücher und Bibeln ansieht, so muß man sagen, sie hatten die Erkenntniß Gottes, wie sie etwa Abraham hatte, als er noch zu Ur in Chaldäa wohnte. Es gibt auch jetzt noch immer Leute in China, welche den wahren Gott anbeten. Allein die große Menge weiß nichts davon. Vor alten Zeiten sind nämlich Heiden nach China gekommen, welche eine Menge Götter erdichtet haben und denen ist das chinesische Volk zugefallen. Was das für Götter sind, will ich euch an einem Beispiele zeigen.

Es war einmal ein alter Kaiser in China, der hieß Taitzung. Der konnte des Nachts nicht schlafen. Wenn er zu Bette ging, so fing draußen vor seinem Palast ein Poltern und Lärmen an, es schrie, quikte und kreischte, es warf mit Backsteinen und Dachziegeln — wie konnte da Kaiser Taitzung schlafen? Der Kaiser schickte seine Diener aus, sie sollten die Ruhestörer von dannen jagen. Als die Diener hinauskamen, war nichts zu sehen, es kreischte und schrie aber nach wie vor und die Dachziegeln flogen gegen den kaiserlichen Palast in einem fort. Da war es richtig: das mußten böse Geister sein. Ich muß euch aber sagen, daß der Chinese seit alten Zeiten bis auf diesen Tag viel von bösen Geistern hält. Ueberall in der Luft sind für den Chinesen böse Geister und viele Leute wagen sich gar nicht auf die Straße, wenn es dunkel wird, oder nehmen eine Flinte mit, um die Teufel zu verjagen. Diese Furcht vor den Teufeln ist aber nicht bloß bei den Chinesen; ich werde euch später einmal davon schreiben, daß das bei den allermeisten Heiden so ist und daß der Gottesdienst derselben eigentlich nur ein Teufelsdienst ist. Nun also vor Kaiser Taitzungs Palast machten die Poltergeister so viel Lärm, daß der hohe Herr seiner Ruhe keinen Rath wußte. Da schickte er zu seinen Mi-

nistern und ließ sie fragen, was man machen sollte, um die bösen Geister zu vertreiben. Und es kamen seine beiden obersten Feldmarschall und besten Generale. Der eine hieß Tsin. Der trat hervor, stieß seine Stirn neun Mal auf die Erde vor dem Kaiser und sprach: „Dein Diener hat in seinem ganzen Leben die Menschen getödtet, wie wenn er einen Kürbis aufgeschnitten hätte und hat Leichname aufgehäuft wie Ameisen; wie sollte er sich vor den Geistern fürchten? Laß deinen Diener in Gesellschaft mit Hu sich bewaffnen und die Thüren des Palastes bewachen!" Das hörte der Kaiser gern und die beiden alten Generale, Tsin und Hu, griffen zu ihren Waffen und stellten sich vor des Palastes Thür auf — und es ward ganz still. Da schlief der Kaiser ruhig bis an den hellen Morgen. Als er aufwachte, freute er sich, sprach aber: „Diese beiden Männer haben die ganze Nacht gewacht und nicht geschlafen" und befahl, man solle einen Maler holen. Wie der Maler kam, mußte er Tsin und Hu abmalen in Lebensgröße und die Bilder wurden an die rechte und linke Seite des Palastthores aufgehängt. Seit der Zeit hat es kein Teufel wieder gewagt, den Kaiser im Schlafe zu stören. Endlich starben die beiden Generale, wie alle Menschen sterben; aber die Chinesen sagten, sie wären nach ihrem Tode Götter geworden und noch viel mächtiger, als sie je auf Erden gewesen wären.

Ob die Geschichte von Tsin und Hu wahr ist, weiß ich nicht zu sagen; aber jeder Mensch erzählt sie in China und bis auf diese Stunde werden die beiden als Götter angebetet. Wenn man sich nämlich ihres Schutzes getrösten will, so geht der Chinese in einen der vielen Buchläden und kauft sich dort ein Götzenbild. Darauf stehen die beiden Götter Tsin und Hu und halten Wache; sie sind in voller Rüstung und haben eine mit vielen Edelsteinen verzierte Streitaxt in der Hand, in dem Gürtel stecken eine Peitsche, eine Kette, Bogen und Pfeile. So ein

Götzenbild ist groß und prangt in sehr bunten Farben. Das nimmt denn der Chinese und läßt es von einem Zauberer, deren genug im Lande sind, einweihen; denn ohne die Weihe ist es bloß Papier und nichts weiter, aber mit der Weihe wird es stark und mächtig; dann klebt er das Bild draußen an seine Hausthür, mannichmal auf jeden Thürflügel eins und so ist das Haus vor den bösen Geistern sicher. Nun wollen aber Tsin und Hu nicht umsonst an der Hausthür stehen. Sie müssen nothwendig ihr Opfer haben. Das macht der Chinese pünktlich, aber sehr kurz ab. Alle Morgen und alle Abend steckt er drei kleine dünne Räucherkerzen an der Thür auf und zündet sie an; haben die ausgequalmt, so ist das Opfer fertig. Ich habe solche Räucherkerzen probirt; es ist eine ganz ordinäre Sorte und sie stinken mehr, als daß sie wohlriechen, weshalb ich mich denn auch gar nicht wundre, daß die beiden alten Generale für so schlechten Dienst auch schlechte Wache halten. Den Chinesen plagen nämlich die bösen Geister in seinem Hause trotz Tsin und Hu. So muß noch ein anderer Gott helfen. Das ist Mun-kun-tau-tie; den stellt man im Hause selbst auf, entweder wieder als ein Papierbild oder als ein Bild von Holz geschnitzt. Und auch der thut's noch nicht; die Teufel plagen immer noch. So greift es der kluge Chinese noch schlauer an. Vor der Hausthüre der Familienhäuser zieht er in einiger Entfernung eine Mauer, wie eine Schanze vor der Festung. Und sollte ja noch trotz Tsin und Hu, trotz Mun-kun-tau-tie und trotz der Mauer ein böser Geist durch die Hausthür zum Hause eindringen, so findet er schwerlich seinen Weg in die Stube oder in die Schlafkammer, denn jeder gute Hausvater in China sorgt dafür, daß die Stuben- oder Kammerthür nicht der Hausthür grade gegenüber zu liegen kommt, sondern immer im Winkel, was für das beste Mittel gehalten wird, die Teufel irre zu führen.

Kinder, wie gefällt euch der Gottesdienst der Chinesen? Da wollen wir doch frisch singen: „Solch falsche Götzen macht zu Spott! Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott! Gebt unserm Gott die Ehre!“

12. Die frommen Kinder in China.

Ich kenne kein Volk, wo das erste Gebot welches Verheißung hat, so in Ehren gehalten wird wie in China. Ihr kennt doch das Gebot, Kinder? Schlagt einmal auf, was Ephes. 6, 2 steht. Und nun hört, wie die Kinder in China Vater und Mutter ehren, wenn sie anders gutgesittete Kinder sein wollen.

Wenn der Tag anbricht, müssen alle Knaben und Mädchen aufstehn und ihre Hände waschen, ihren Mund ausspülen, ihr Haar kämmen, es mit einem Netz zusammenbinden und in einen Knoten drehen, den Staub von den Kleidern bürsten und sich reinlich und nett anziehen. Dann gehen sie auf der Stelle, um ihre Eltern zu besuchen und zu fragen, ob sie gegessen und getrunken haben, und haben die Eltern das gethan, so müssen sich die Kinder sogleich entfernen; haben die Eltern das noch nicht gethan, so müssen die Kinder helfen und zusehen, daß alles ordentlich aufgetragen werde. Sind die Kinder größer, so müssen sie gleich nach dem Aufstehen zu den Eltern gehen und wenn sie eingetreten sind, mit leisem und gefälligem Tone fragen, ob der Eltern Kleidung zu warm oder zu kühl sei, ob die Eltern Schmerzen oder Jucken haben und ihnen das leidende Glied drücken oder reiben und wenn die Eltern in das Zimmer treten oder es verlassen, müssen sie dieselben ehrerbietig unterstützen. Wenn sich die Eltern waschen, so muß die jüngere Tochter den Waschnapf halten und die ältere das Wasser, und bitten, es hinein zu gießen und sich zu waschen und nachher das Handtuch reichen. Der Sohn verläßt das Haus nie,

ohne seinen Vater davon zu benachrichtigen und wenn er zurückkommt, so begrüßt er vor allen Dingen seinen Vater. So wie der Vater ruft, so muß der Sohn alles liegen und stehen lassen und zu ihm eilen; auf den Befehl des Vaters sagt er nur: ich gehorche. Geht er mit seinem Vater aus, so muß er immer einen Schritt hinter ihm zurück bleiben. Nie setzt sich der Sohn auf eine Matte mit seinem Vater. Wenn seine Eltern sich im Irrthume befinden, so muß ihnen der Sohn mit demüthigem Geiste, gefälliger Miene und sanftem Tone dieses andeuten. Nehmen sie seinen Tadel nicht an, so muß er sich bestreben, immer ehrerbietiger gegen sie zu sein, bis sie zufrieden sind, und dann muß er ihnen wieder ihren Irrthum zeigen. Und wenn die Eltern erzürnt und unzufrieden ihren Sohn züchtigen, bis daß das Blut von ihm fließt, so darf er es nicht wagen, den geringsten Unwillen zu äußern, sondern er muß im Gegentheil sie mit um so größerer Achtung behandeln. Wenn der Sohn jung ist, vor allen Dingen; aber auch, wenn er schon groß und erwachsen ist, ja, wenn er selbst schon Kinder hat, darf er es nicht wagen, ein hartes Wort gegen seinen Vater oder seine Mutter zu sagen, wenn die ihm Ohrfeigen geben, er würde die Achtung aller Leute verlieren; ja, er würde das Leben verwirken, wenn er seine Hand gegen seinen Vater aufhöbe. Und wenn der Sohn der vornehmste Mann würde und sein Vater wäre ein ganz armer und geringer Mann und er begegnete seinem Vater auf dem Wege, so muß er aus seiner Sänfte steigen, um ihn im Angesichte aller Leute demüthig zu grüßen; wollte er das nicht thun, so wäre er keinen Augenblick sicher, daß ihn das Volk nicht steinigte. Sind die Eltern krank, so trägt man keinen Schmuck an den Kleidern, macht keine Musik und läßt sich von Niemand besuchen. Sind die Eltern gestorben, so fastet man die ersten Tage ganz strenge, trägt drei Jahre lang Trauerkleider und begeht den Todestag der Eltern jedes

Jahr mit strengem Fasten. „Obgleich dein Vater und deine Mutter todt sind, so überlege, wenn du irgend ein gutes Werk vornimmst, wie dasselbe ihren Namen berühmt machen werde und wenn du dir vornimmst, etwas Böses zu thun, so bedenke zuvor, wie es den Namen deines Vaters und deiner Mutter beschimpfen werde und du wirst von deinem Vorhaben abstehen.“

Die letzten Worte habe ich wörtlich aus einem heiligen Buche der Chinesen abgeschrieben und alles andere habe ich mir auch nicht etwa ausgedacht, sondern das ist in hundert und aber hundert Büchern dieses merkwürdigen Volks geschrieben und das wissen alle Kinder in China und darüber halten die Eltern mit allem Fleiße. Ich will euch dazu auch noch einige Geschichten von gehorsamen Kindern herschreiben, wie ich sie in einem chinesischen „Kinderfreunde“ gefunden habe, welches Buch alle Schulkinder in China in den Händen haben und auswendig wissen, viel besser auswendig wissen, als viele unter euch den Katechismus. Was sagt ihr zu folgenden Geschichten?

Es war einmal ein Knabe von 8 Jahren; Wu Mong war sein Name. Der war seinen Eltern sehr gehorsam. Sie waren aber so arme Leute, daß sie keinen Vorhang an ihrem Bette hatten, um die Stechfliegen des Nachts abzuhalten; in jeder Sommernacht wurden sie von hunderten dieser Bestien angefallen und gestochen, daß das Blut danach lief. Wu Mong lag neben seinen Eltern und die Stechfliegen plagten ihn auch ganz entsetzlich; aber er war ein so frommes Kind, daß er sich stechen ließ und die Fliegen nicht verjagte, weil er fürchtete, sie würden dann zu seinen Eltern gehen und die noch mehr quälen.

Ein anderes Mal war ein Knabe, der hieß Tsang Tsan und seine Mutter war eine Wittwe, die er aber sehr ehrte. Er pflegte nach den Bergen zu gehen, um Reisholz zu sammeln. Als er eines Tages wieder in den Bergen war, kamen viele Gäste in ihr Haus und seine

Mutter wurde sehr verlegen, wie sie dieselben bewirthen solle, da sie so ganz allein war. Sie biß sich aus Angst in die Finger, während sie ihren Sohn erwartete. Plötzlich fühlte Tsang einen Schmerz in seinem Herzen, nahm sein Bündel Reisholz auf und kehrte eilends heim. Als er seine Mutter sah, kniete er nieder und bat sie, ihm zu sagen, warum sie so bange sei, er habe es in seinem Herzen gefühlt. Sie antwortete ihm: „Es waren Gäste da, welche aus weiter Ferne kamen und ich biß in meinen Finger, um dich zur Rückkehr zu bewegen."

Wieder war ein Knabe, Man Tsung, der verlor seinen Vater, als er noch jung war. Seine Mutter wurde sehr krank und an einem Wintertage verlangte sie eine Suppe zu essen, welche von Bambussprossen bereitet war. Da es Winter war, konnte Man die Suppe nicht schaffen, denn da sprossen die Bambus nicht. Betrübt ging er in ein Feld, wo die Bambus standen, umfing die Stämme mit seinen Händen und weinte bitterlich. Seine kindliche Liebe rührte die Erde, der Boden öffnete sich langsam, es sproßte junger Bambus auf, welchen Man sammelte und nach Hause trug. Er machte eine Suppe davon, welche seine Mutter aß und auf der Stelle von ihrer Krankheit gesund wurde.

Auch war einmal ein sehr armer Mann, mit Namen Koh Kü. Er hatte ein einziges Kind von 3 Jahren, aber seine alte Mutter lebte auch noch. Da nun die Armuth so sehr groß war, so mußte die alte Mutter mit dem dreijährigen Kinde die Portion Speise theilen. Koh that das sehr weh um seiner alten Mutter willen und er sprach zu seinem Weibe: „Wir sind so arm, daß wir unsere Mutter nicht erhalten können und unser Kindchen muß mit von ihrer Speise leben. Warum sollen wir das Kind nicht begraben, damit die alte Mutter am Leben bleibe? Ein anderes Kind kann uns geboren werden, aber ist die Mutter erst todt, so bekommen wir nie eine

wieder." Sein Weib wagte es nicht, sich dem Vorschlage zu widersetzen und Koh grub gleich ein drei Ellen tiefes Loch. Beim Graben stieß er plötzlich auf einen Topf und der Topf war ganz voll Gold und auf dem Deckel stand geschrieben: „Der Himmel schenkt diesen Schatz dem Koh Kü, dem gehorsamen Sohne; der Magistrat soll den Schatz ihm nicht nehmen, und die Nachbarn ihm denselben nicht entreißen."

Dann war wieder einmal ein reicher und vornehmer Mann, Lai hieß er, der seine Eltern sehr ehrte und sich auf alle nur erdenkliche Weise bemühete, denselben das Leben angenehm zu machen; besonders versorgte er die alten Leute mit Leckerbissen. Obgleich er selbst schon 70 Jahr alt war, so sagte er doch immer, er sei noch gar nicht alt und noch ein kleines Kind, bloß um seinen alten Eltern eine Freude zu machen. Deshalb kleidete er sich auch nur in solche bunte Kleider, wie sie die Kinder tragen und pflegte spielend, wie ein Kind, an der Seite seiner Eltern zu laufen. Es kam oft vor, daß er ein Paar Wassereimer nahm und sich stellte, als wollte er sie in das Haus tragen und während er die Stiege zum Hause hinein ging, glitt er mit Willen aus, platschte mit seinen Eimern an die Erde, heulte und weinte da, wie ein Kind, das gefallen ist — der alte 70jährige Mann, bloß um seinen alten Eltern ein kleines Späßchen zu machen.

Tung Yung war ein armer Jüngling, so arm, daß er sich selber verkaufen mußte, als sein Vater starb, um nur das Geld für dessen Begräbniß zusammenzubringen. Darauf begab er sich nach einer anderen Stadt, um sich etwas zu verdienen, damit er sich loskaufen könne. Unterweges begegnete ihm ein Mädchen, welches seine Frau werden wollte, wenn er es mit sich nähme. Das that Tung und nun webte die Frau 300 Stück Seide; in zwei Monaten waren die Stücke fertig und Tung kehrte

mit seiner Frau als ein reicher Mann in seine Heimath zurück. Als sie unterwegs den Schatten des Cassiabaums erreicht hatten, wo sie sich zuerst getroffen, verneigte sich die Frau und verschwand vor den Augen des erstaunten Tung.

Solcher Geschichten könnte ich euch noch viele aus dem Kinderfreunde abschreiben. Aber es sei genug und satt. Was meint ihr zu den frommen Chinesenkindern? Ihr werdet fragen, ob das wahr sei. Das kann ich euch nicht sagen; vieles, glaube ich, ist erdichtet. Aber das weiß ich, solche Muster kindlicher Liebe und Ehrfurcht werden den Kleinen von Kindesbeinen an eingeprägt und vorgehalten, daß sie auch so werden sollen, und das ist eine ausgemachte Sache, daß die Kinder in China ihre Eltern ehren, wie man solches nirgends weiter unter den Heiden sieht und wie sich solches bei tausend und aber tausend Christenkindern nicht findet. Und dennoch sage ich: Es ist mit ihnen verloren! denn was sie thun, das thun sie aus Furcht vor Strafe, die sie durch die Eltern und die Obrigkeit trifft, oder aus eitler Ehre, um unter den Leuten hoch gerühmt zu sein, oder aus Eigenliebe, um auch wieder so von ihren Kindern behandelt zu werden; das alles besteht nicht vor Gott, vor dem nur das Werk etwas gilt, was man aus Liebe zu ihm und durch seinen Geist vollbringt, den der nur empfängt, der da glaubt und getauft und damit gerecht und selig wird und von dem kein Chinesenkind etwas weiß, und wenn es das allerfrömmste wäre. Aber helft mit, Kinder, daß die Kleinen in China das Evangelium hören, dann können wackere Christenkinder aus ihnen werden, denn das Gesetz hat an ihnen seine Sache wohl ausgerichtet.

13. Akung, der Chinesenknabe.

Der Knabe, von dem ich euch etwas erzählen will, wohnte in einem großen chinesischen Dorfe und wenn er nicht vor 8 Wochen gestorben ist, dann lebt er jetzt noch da. Das Dorf heißt Seiheong und liegt dicht am Meeresufer. Es ist ein großes Dorf, zu dem wohl 20,000 Menschen gehören, von denen viele Kaufleute sind. Der Knabe war in Seiheong geboren und hieß Akung. Sein Vater schickte ihn früh in die Schule, denn auf die Schule halten alle Chinesen große Stücke und Akungs Vater war kein ganz gemeiner Mann, er hätte gern aus seinem Sohne etwas ordentliches werden sehen. Allein der Mann starb bald und nun wurde seine Familie ganz arm. Er hatte nämlich 3 Frauen gehabt, wie das viele Chinesen thun, die etwas vorstellen wollen. 3 Kinder waren auch da und Geld und Gut hatte der Vater nicht hinterlassen, so ging denn die Noth an. Akungs Mutter konnte das theure Schulgeld nicht mehr bezahlen, denn das ist in China sehr hoch, und mußte ihren Sohn aus der Schule nehmen. Das that dem Jungen sehr leid, denn er wäre noch gerne hinein gegangen. Er war ein offner Kopf und hatte schon hübsch etwas gelernt, und ein jeder, der es in Seiheong hörte, daß Akong nicht weiter lernen könnte, bedauerte den armen Schelm, aber man machte keine Anstalten, ihm etwas zum Schulgelde zu geben, und Freischulen gibt's in China nicht, in China sieht jeder nur zu, wie er reich werden könne.

Nun wohnten aber unsere Missionare in Seiheong und der eine von ihnen hat eine Knabenschule im Hause. In die Schule geht nicht wer Lust hat, sondern nur 10 bis 12 Knaben, welche dem Missionar von den Eltern übergeben sind und bei ihm im Hause wohnen. Die werden da vor allem in Gottes Wort unterrichtet, nebenbei auch in einigen nützlichen Dingen, um, so Gott will,

rechtschaffene Christen und Lehrer ihres eigenen Volks aus ihnen werden zu lassen. Zu diesem unseren Missionar wurde denn auch vor 4 Jahren der kleine Akung gebracht; die Mutter wollte ihn ganz dem Missionar überlassen, er möchte ihn nur in seine Schule nehmen, damit er bei ihm weiter lernen könne. Der Bursche war damals 14 Jahr alt, sah hell und munter aus den Augen und der Missionar meinte, es sollte mit des Herrn Hülfe etwas aus ihm werden. So zog Akung in das Missionshaus zu Seiheong. Der Missionar hatte sich nicht geirrt; der Junge war zwar noch ein Heide, aber er betrug sich wakker, lernte fleißig und machte in der Erkenntniß des Wortes Gottes gute Fortschritte. Er mochte etwa 1½ Jahr in der Schule sein, als sich zwei seiner Mitschüler zu dem Herrn Jesus bekehrten und getauft werden sollten. Das ging dem Akung zu Herzen. Er hatte schon seit einiger Zeit die Thorheit des Götzendienstes klar eingesehen, hatte sein böses Herz erkannt und mochte wohl durch die Taufe von seinen Sünden los werden und ein neues Herz bekommen. Er ging also zu dem Missionar, offenbarte ihm sein Herz und bat um die Taufe. Der Missionar machte ihn darauf aufmerksam, daß er dadurch in große Noth kommen würde; seine Mutter sei noch eine Heidin, seine Verwandten im Orte seien vornehme Leute und wollten von dem Herrn Jesus nichts wissen — die würden mit seiner Taufe nicht zufrieden sein. „Wohl weiß ich das," antwortete der Knabe, „doch wünsche ich, ein Jünger Jesu zu werden. Ich will lieber den Tod erleiden, als wieder zu den Götzen und den Verstorbenen beten." — „Sehr gut," sagte der Missionar, „doch ist es deine Pflicht, deiner Mutter von deinem Entschlusse Anzeige zu machen." — „Ich habe das bereits gethan," antwortete Akung; „oft habe ich meine Mutter ermahnt, allein es hat nichts geholfen; je mehr ich ermahne, desto ärgerlicher wird sie. Meine Mutter mag aber wollen oder

nicht, ich wünsche, getauft zu sein." Er erzählte ferner, wie er voriges Neujahr, wo es Pflicht jedes Chinesen ist, den Götzen und Vorfahren Opfer zu bringen, wegen seines beharrlichen Widerstandes von seiner Mutter Schläge bekommen und sich im dritten Monat, in welchem man an den Gräbern der Verstorbenen opfern muß, dem Opfern nur durch die Flucht entzogen habe. „Noch ist ein Weg übrig," fuhr der Missionar fort, „um deine Mutter auf andere Gedanken zu bringen und der ist folgender: ich sende einen Gehülfen mit dir, der bei deiner Mutter für dich sprechen soll." Akung war sehr vergnügt darüber und sogleich mußte einer der bekehrten Chinesen im Missionshause, welche im Predigen und Lehren helfen, mit ihm gehen; der Mann hieß Tai. Tai sprach mit der Frau über die Nichtigkeit der Götzen und über die Pflicht, den wahren Gott anzubeten. Als er geendet hatte, sagte die Frau: „Du hast sehr schön geredet; ich glaube auch, daß es wahr ist, was du gesagt hast; aber wenn mein Sohn ein Jünger Jesu wird, wer wird dann die Opfer an meinem Grabe verrichten?" Tai nahm wieder das Wort und stellte ihr den Unsinn ihrer Gebräuche vor, jährlich zwei Mal den Verstorbenen Essen vor das Grab zu setzen, was dieselben doch nicht zu sich nehmen könnten. Und der Mann sprach so deutlich und klar, daß die Frau endlich ausrief: „Wenn das wahr ist, so ist es hohe Zeit für mich, daß ich eine Christin werde!" Wer war froher als Akung, als er das von seiner Mutter hörte und konnte gar nicht begreifen, wie seine Worte gar nichts bei der Mutter ausgerichtet hätten, während die Rede des Tai einen solchen Eindruck bei ihr gemacht hatte. Nun ging er getrost zum Missionshause zurück und wurde zu Weihnachten vor zwei Jahren getauft.

Die Verfolgung blieb aber nicht aus, gerade so, wie der Missionar ihm vorausgesagt hatte. Seine Ver-

wandten setzten ihm heftig zu. Aber er hielt guten Stand. Ich will nur eine Geschichte erzählen. Der Bürgermeister in Seiheong starb. Er war Akungs Verwandter und Akung durfte bei dem Leichengefolge nicht fehlen. Er fragte den Missionar um Rath, was er thun solle, denn bei dem Begräbniß treiben die Chinesen viel heidnische Thorheiten. Es wurde ihm gerathen, mitzugehen, aber die heidnischen Gebräuche nicht mitzumachen. Der Missionar betete mit ihm und empfahl ihn dem Herrn. Beim Weggehen sagte er: „Gedenke meiner, ich werde es heute Abend bedürfen." Die Leidtragenden müssen sich den Abend vor dem Begräbnißtage im Trauerhause einfinden und die Nacht wird theilweise mit Opfern hingebracht. Akung ging hin, kniete aber nicht, wie es Brauch ist, vor der Leiche nieder. Das gab natürlich Aufsehen und einige hochmüthigen Leute wurden sehr böse und wollten ihn zwingen. Aber der Sohn des Verstorbenen, welcher mit den Missionaren gut Freund ist, wehrte ihnen und sagte: „Laßt ihn; er folgt seinen Gebräuchen und wir den unsrigen!" Die Leiche wurde am Missionshause vorbei getragen und der Missionar schloß sich dem Zuge an. Als der Zug an einen Tempel kam, knieten die Leidtragenden nieder und heulten; Akung that es nicht und stand in seinem grauweißen Hanfkleide, womit man in China trauert, tapfer bei Seite, während alle andern am Boden lagen. So ging alles gut ab und seinem Gott dankend kehrte er in das Missionshaus zurück. Da ist nun der Akung noch und macht viel Freude. Er soll einmal ein Lehrer werden. Seine Mutter wollte ihn ein Geschäft lernen lassen, damit er etwas verdiene und sie unterstütze, hatte auch schon mit einem Apotheker in Seiheong die Sache richtig gemacht. Da sagte der Missionar: Nein! und gab der Mutter eine kleine Unterstützung; die soll sie auch

ferner haben — das heißt, wenn ihr auch ein Paar Pfennige dazu geben wollt, Kinder, sonst muß Akung ein Apotheker und vielleicht wieder ein — Heide werden. Wollt ihr das?

---

14. Ein Brief des wilden Jungen Sem.

Sem ist der Kamerad des Buschmannsjungen Noatob, von welchem ich weiter habe erzählen wollen. Sein Brief an deutsche Kinder, welche ihm etwas geschenkt haben, lautet so: „Lieben Kinder und Freunde in Deutschland! Und ich kann euch keinen großen Brief schreiben, aber einen kleinen Brief kann ich euch schreiben. Und ich danke euch jetzt für die Sachen, welche ich von euch bekommen habe. Früher habe ich gar nichts gehabt, aber nun bin ich zu meinem Lehrer und Vater gekommen und nun habe ich so viel, daß ich mich kleiden kann. Und ich lerne alle Tage bei meinem Lehrer schreiben und ich bekomme auch Schreibebücher, darin ich schreiben kann. Schön kann ich noch nicht schreiben. Früher habe ich nicht schreiben können; aber mein Lehrer hat mich schreiben gelehrt, nun kann ich schreiben. — Und jetzt können wir uns nicht sehen, aber wir werden uns noch alle sehen, wenn wir werden in den Himmel kommen. Darum beten wir denn fleißig, daß der Herr uns seinen Segen gebe, damit wir sein Wort halten. Lasset uns den Herrn loben um seines Namens willen. Grüßet alle eure Lehrer von mir, und ich, Sem, ich grüße euch, da ich wohne bei dem Lehrer. Rehoboth, den 19. April 1852."

---

15. Lehret sie halten alles, was ich euch geboten habe.

Lieben Kinder! Die Worte hat der Herr Jesus zu seinen Jüngern gesagt, und wieder in der Stelle Matth. 28, von der ich euch schon ein Paar Mal etwas geschrieben habe. Der liebe Herr gibt seinen Jüngern damit die Anweisung, was sie mit den Heiden machen sollten, wenn sie dieselben getauft hätten. Sie sollten sie nicht so laufen lassen und denken, mit der Taufe sei es genug, sondern sie sollten sie dann vornehmen und unterweisen, wie sie nach des Herrn Geboten leben müßten, wenn sie ihre Taufe nicht zu Schanden machen wollten.

Da könnte ich euch nun viel davon erzählen, welch saure Arbeit dies für die Lehrer der Heiden ist. Das will ich aber diesmal nicht thun. Das will ich mir für ein anderes Mal aufheben. Heute habe ich euch drei Geschichten mitzutheilen, welche mir ein Paar gute Freunde geschickt haben. Die haben mir geschrieben, sie freuten sich, daß der kleine Missionsfreund da wäre und sie wollten euch auch etwas erzählen. Dies ist mir nun sehr lieb, denn andere Leute wissen auch sehr hübsche Geschichten und noch bessere als ich. Und so will ich euch denn die drei Geschichten herschreiben. Ihr müßt aber dabei die Worte da oben nicht vergessen, die der Herr Jesus gesagt hat. Denn ihr wißt doch, daß unter dem, was der Herr geboten hat, auch das Gebot ist, daß den Heiden das Evangelium gepredigt werde. Wer also ein getaufter Christ ist, den soll man lehren auch dies Gebot zu halten, sonst ist es nichts mit seiner Taufe. Nun seid ihr doch getaufte Christenkinder und die guten Freunde, die mir die drei Geschichten geschickt haben, wollen euch eben damit lehren, wie ihr es zum Beispiel machen sollt, dies Gebot zu halten, wenn ihr auch noch klein seid. Nun wollet einmal zuhören.

16. Der kleine Missionar.

In dem Hermannsburger Missionsblatt erzählt Pastor Harms eine liebliche Geschichte von einem Knaben seiner Gemeinde, die ich den kleinen Lesern unseres Blattes zur Erweckung mittheile. Dieselbe lautet also:

„Bald nachdem der Austritt der Zöglinge bekannt geworden war, kam ein achtjähriger Knabe zu mir. Er hatte einen Groschen in seiner Hand und ein Lesebuch unter dem Arm. Er erzählte mir, er hätte vor 14 Tagen auf dem Wege nach der Kirche einen Groschen gefunden, er hätte seinen Vater gebeten, diesen Fund bekannt machen zu lassen und er selbst habe es in der Schule erzählt. Nun habe sich aber Niemand gefunden, dem der Groschen gehöre. Ich sagte ihm: Nu, was meinst du, mein Kind, gehört der Groschen dir? Willst du dir etwas dafür kaufen? Der Knabe antwortete: Nein, der Groschen gehört nicht mir, darum will ich ihn auch nicht behalten. Ich will ihn dem lieben Heiland geben für die armen Heidenkinder, daß sie auch eine Fibel kriegen. Als ich ihn weiter befragte, erzählte er, ich hätte einmal in der Kirche, wohin ihn sein Vater schon alle Sonntage mitnahm, gesagt, wer etwas behielte, was ihm nicht gehörte, der wäre ein Dieb, und, setzte er mit großem Ernste hinzu: Se hebt segt, 'n Christenkind möh keen Deef sine! Ich nahm nun den Groschen mit Dank an. Aber der Knabe war noch nicht fertig. Er fragte mich, ob das wahr wäre, daß zwei Zöglinge ausgeschieden wären aus dem Missionshause? (Das war nämlich geschehen, weil sie sich verlobt hatten). Als ich das mit trauernder Miene bejahte, erwiderte er: Se bruft'r gar nig so bedrövt över uht to sehn, Se könet er mi jo man för henschicke, bookstaveern kann ik all un lesen will ik ook bald leern. Als der kleine Mann das mit großer Ernsthaftigkeit sagte, konnte ich nicht umhin,

ihn mit herzlicher Freude an meine Brust zu drücken. Dann kniete ich nieder und bat mit ihm den Herrn, er möge einmal einen rechten Missionar aus ihm machen. Er ging endlich fort, konnte es aber erst gar nicht recht fassen, daß ich ihn noch nicht gebrauchen konnte."

---

17. Die Heiden haben gewonnen.

Von einem andern Knaben seiner Gemeinde hat der Pastor Harms einst auf einem Missionsfeste etwa Folgendes erzählt, und da mich die Geschichte so sehr erfreut hat, als sie mir erzählt wurde, so will ich sie euch, lieben Kinder, wieder erzählen. Sie kann euch sehr nützlich werden. Der Knabe hatte auch einen Groschen. Der war sein Eigenthum. Da kam er einst zu seiner Mutter und sagte, er wolle nun seinen Groschen dazu anwenden, sich einen Honigkuchen zu kaufen. Die Mutter, die den Herrn Jesum lieb hatte, sagte dem Knaben, er möge den Groschen doch lieber dem Herrn Jesus für die Heidenkinder geben. Dazu konnte sich aber der Knabe doch nicht entschließen. Er ging. Die Mutter begleitete den Knaben mit ihrem Gebete. In der Mitte auf dem Wege zum Bäcker blieb der Knabe stehen. Er betrachtete den Groschen noch einmal. Schon wollte er umkehren. Doch nein, raschen Schritts lief er weiter. Schon war er nahe bei dem Bäckerhause. Da plötzlich kehrte er um, lief mit freudigem Angesichte zu seiner Mutter und rief: „Die Heiden haben gewonnen!"

Lieben Kinder! Habt ihr auch schon Vergnügen daran, von eurem Gelde, was euch der Vater, oder die Mutter, oder der Großvater, oder die Großmutter gibt, dem lieben Heiland für die armen Heidenkinder etwas zu geben?

---

18. Spare was, so hast du was.

Es war im vorigen Jahre Missionsfest in dem 1½ Stunde von hier entfernten Dorfe (das schreibt der andere Freund). Lehrer und Schüler mit einem großen Theile unserer erwachsenen Gemeindemitglieder begaben sich zum Feste. Es war den Kleinen gesagt, daß sie sich auf den Tag mit Essen versorgen müßten. Ein armes Mädchen bekommt mit ihrem Bruder drei Groschen dazu. In dem Dorfe erhalten sie des Morgens von freundlichen Bauersleuten Milch und Brod und sparen die drei Groschen bis auf den Nachmittag. Als man des Morgens aus der Kirche geht, werden an der Kirchthür für die Mission Gaben gesammelt. Die beiden Kleinen kommen auch und legen ihre Gaben in das Becken. Es waren etliche Pfennige, welche sie sich erspart hatten. Die drei Groschen hatten sie noch in der Tasche. Da sie zu Mittag wieder etwas zu essen bekommen, so nehmen sie sich vor, ihren Schatz nicht anzugreifen, sondern ihn zu sparen und dann in die Missionskasse zu legen. Da fängt aber das Gewissen an unruhig zu werden, weil die Eltern dazu keine Erlaubniß gegeben hatten. Sie ziehen also mit dem Vorsatze nach Hause, um diese Erlaubniß zu bitten. Diese wurde ihnen gegeben und mit einer unbeschreiblichen Freude wanderte der kleine und große Schatz in meine Kasse und nun in Ihre Hände, lieber Freund. Auf meine Frage: „Wurdet ihr denn nicht hungrig?“ war die Antwort: „Das wurden wir wohl, aber wir dachten immer, Mutter würde ja sagen und da dachten wir vor Freude nicht an den Hunger.“

Nun, Kinder, das nenne ich „halten“, was der Herr Jesus über die Mission geboten hat und wenn ihr das lernt, so ist es gut. Ihr müßt nicht bloß den kleinen Missionsfreund lesen, sondern ihr müßt auch kleine Missionsfreunde werden, sonst ist alles Lesen um-

sonst. Und da freue ich mich denn, auch eine kleine Geschichte mittheilen zu können, aus der man sehen kann, daß der kleine Missionsfreund nicht bloß Leserinnen, sondern auch Halterinnen hat.

---

19. Die fünf und zwanzig Mützen.

Ich theilte neulich einmal einen Brief mit, in welchem einer unserer Missionare in Borneo kleine Mädchen bat, sie möchten doch Mützen stricken, welche er seinen Schuljungen geben könnte, damit die sich nicht mehr mit einem Tuche den Kopf gegen die heiße Sonne bedeckten und dadurch wie Muselmänner aussähen. Das haben sich kleine Mädchen in einer kleinen Stadt hier am Rhein gemerkt, denen der Pastor diesen Brief in der Kinderlehre vorlas. Da sind die Jungen hergekommen und haben ein bischen Geld zusammengebracht, und die Mädchen haben auch etwas gebracht, und für dieses Geld haben sie Garn gekauft. Dann haben sich die Mädchen hingesetzt und haben ihre Stricknadeln hergekriegt und Mützen gestrickt, recht nette bunte Mützen, 25 Stück. Die haben sie mir zugeschickt, damit ich sie nach Borneo sende, auch einen schönen Gruß dabei an die braunen Dajackenjungen in Borneo. Den Gruß werde ich gehörig ausrichten und die Mützen werde ich in etwa 8 Wochen ihnen über das weite Meer zuschicken. Es geht gerade jetzt wieder ein neuer Missionar von uns hier in das Land, wo Missionar Denninger ist, der soll die 25 Mützen mitnehmen, und da er nicht weit von der Stadt zu Hause ist, wo die kleinen Mädchen die Mützen gestrickt haben, so wird er ihre Grüße am besten mündlich sagen können. Das wird eine Lust werden und ich freue mich darauf, wenn ich euch später einmal schreiben darf, wie die 25 dajackischen Buben mit ihren Pudelmützen getanzt und

gesprungen haben. Es thut mir nur leid, daß es nur 25 sind. Ich hätte mindestens 75 gebrauchen können. Wenn das nun Zank gibt und die Geschichte von Josephs buntem Rock wieder jung wird, das haben 55 Mädchen zu verantworten, die den Missionsfreund wohl gelesen, aber nicht gehalten haben. Denn das muß ich euch sagen, es geht mit dem Habenwollen in Borneo gerade ebenso, wie es hier in Deutschland geht. Lasset euch da eine Geschichte aus Borneo erzählen, aus der ihr zugleich sehen könnt, daß die Dajackenkinder das in Ehren halten, was man ihnen zuschickt.

---

20. Das Neujahrsgeschenk.

Wir schickten vor einiger Zeit etliche große Kisten nach Borneo. Darin waren aber keine Mützen, sondern Bücher für unsere Heidenschulen. Erst müssen wir sorgen, daß die Heidenkinder etwas ordentliches **in** den Kopf und wo möglich in's Herz bekommen und dann wird gesorgt, daß sie etwas **auf** den Kopf bekommen. Die Bücher in der Kiste waren alle einerlei. Es war ein schönes Lesebuch, was einer unserer Missionare in der Dajackensprache geschrieben hatte und was wir hier hatten drucken lassen; denn damals hatten wir noch keine Druckerei auf Borneo, wie wir sie jetzt haben. Als die Bücher auf der einen Station ankamen, war es gerade Neujahr, aber es war weder Schnee noch Eis zu sehen, wie bei uns um Neujahr, sondern so warm, wie bei uns im heißen August. In Borneo gibt es keinen Winter Jahr aus Jahr ein und kein Dajackenjunge hat je in seinem Leben eine Schneeflocke gesehen oder die Eisbahn geschlagen. Wie nun die Bücher angekommen waren, ließ es der Missionar seinen Schülern bekannt machen. Die Schule auf der Station war aber groß; es sind jetzt nahe an 400 Kinder darin,

lauter Jungen, denn die Dajacken wollen die kleinen Mädchen noch immer nicht in die Schule schicken. Und nun soll euch der Missionar selbst erzählen, wie es mit den Büchern ging. Er hat es mit angesehen, er muß es besser sagen können als ich es kann.

„Heute erhielten wir die in Deutschland gedruckten dajackischen Lesebücher. Ein schönes Neujahrsgeschenk! Ich ging gleich mit einem Arm voll derselben hinüber nach der Schule und theilte sie unter die erste Abtheilung aus. Während ich das that, beobachtete die zweite und dritte Abtheilung mit bedenklichen und trüben Blicken alle meine Bewegungen und Schritte und als ich dann, nachdem mein Vorrath zu Ende war, mich hinstellte und eine Pause machte, konnten manche aus der zweiten und dritten Abtheilung einen gewissen Neid nicht unterdrücken, denn sie dachten, daß sie leer ausgehen würden. Das war nicht gut, aber was war zu thun? Ich mußte die ungeduldigen Herzen stillen. Als ich nun wieder neuen Vorrath hatte und das Austheilen fortsetzte, so wurde die Freude allgemein und jeder beguckte sein Buch von allen Seiten und schlug es dann, nachdem die Güte und Farbe des Einbandes allgemeinen Beifall gefunden hatte, mit Behutsamkeit auf und untersuchte den Inhalt. Darauf erinnerte ich sie alle an die theuren Freunde im Vaterlande, deren Liebe sie dies große und köstliche Geschenk zu verdanken hätten und ermahnte sie zugleich, auch außer der Schulzeit fleißig darin zu lesen und die Vorschriften desselben auf ihr Herz und Leben anzuwenden. Doch die Aufmunterung zum Lesen, glaube ich, wäre überflüssig gewesen, denn an Lust hierzu fehlt es unsern Dajackenkindern keineswegs. Es kamen denn auch gleich nach dem Mittagsessen wieder mehrere aus eigenem Antriebe zur Schule und setzten sich mit ihren Büchern in der Hand zusammen, um sich auf den folgenden Morgen vorzubereiten. Es ist eine Freude, zu sehen, wie sorgfältig die Kinder mit ihren Büchern

umgehen. Ohne daß ich sie aufgefordert habe, hat sich fast jeder von ihnen ein kleines Kistchen von Rohr oder doch ein Säckchen aus Baumbast gemacht, um seinen kleinen Schatz darin aufzubewahren und vor allem Schaden zu hüten. Neulich sprangen 4 Knaben in ein für sie zu kleines Boot, denn die meisten von unseren Schulkindern müssen, wenn sie zur Schule wollen, über den sehr breiten Fluß fahren, an welchem wir wohnen. Der ist wohl so breit, wie der Rheinstrom bei Düsseldorf oder Wesel. Das Boot ging auf der Stelle mit den 4 Jungen unter, doch in der Nähe des Ufers, wo es nicht sehr tief war. Drei derselben eilten an das Ufer, dreheten ihr langes nasses Haar und ihre Jacke aus — Hosen haben sie nicht an — und lachten mit dem ganzen Gesichte, denn ihre Bücher und Schiefertafeln waren gerettet. Der vierte aber, der erst in die Schule gekommen war und noch kein Bücherkistchen hatte, blieb steif wie eine Bildsäule im Wasser stehen und gab keinen Laut von sich. Sein Buch und seine Schiefertafel waren beide verschwunden. Nach einigen Augenblicken besann er sich und warf hastig seine Blicke in die Runde. Das Buch schwamm einige Schritte von ihm auf dem Wasser. Sobald er es sah, stürzte er sich in die Fluth, rettete es und hielt es freudig mit der linken Hand in die Höhe, während er mit dem rechten Arm an's Ufer ruderte. Aber seine Freude war von kurzer Dauer. Wo ist die Tafel geblieben? Weit und breit nichts von ihr zu sehen. Das schwere Ding war untergesunken. Da fuhr dem Jungen wie ein Blitz ein Gedanke durch den Kopf. Sollte die Tafel noch in dem Boote liegen? Das Boot war zwar gesunken und voll Wasser, aber es saß im Schlamm fest. Im Nu war er wieder im Wasser und am Boote. Mit dem Schöpfnapfe schöpfte er sein allermeistes das Wasser aus und richtig — da lag das Kleinod. Wer aber hätte jetzt die Freude des Knaben

beschreiben können? Er that einen lauten Schrei, war ganz ausgelassen, warf den Schöpfnapf zur Seite und sprang mit seiner Tafel jubelnd an's Ufer. Ich konnte mich bei diesem Auftritte des Lachens, aber auch einer stillen Thräne nicht erwehren. — Es war übrigens hohe Zeit, daß die neuen Bücher kamen, dennn das Evangelienbuch war fast ganz vergriffen und schon sehr verbraucht, so daß manche derselben, auch bei dem vorsichtigsten Gebrauche, im Einbande völlig auseinandergehen."

Ihr müßt aber nicht meinen, Kinder, daß unsere Dajackenjungen ihre Lesebücher darum so lieb haben, weil sie dadurch ein kleines Eigenthum bekommen. Das wäre nicht viel. Das können alle Kinder, die zahmen wie die wilden. Alle Kinder lassen sich gern was schenken, lassen sich auch gern ein Buch schenken, aber was sie hernach mit dem Buche machen und ob ihnen das zu Herzen geht, was in dem Buche steht, das ist eine andere Sache. Da hat mancher deutsche Junge ein Evangelienbuch oder eine Bibel; es wäre aber ebenso gut, wenn er einen Stein hätte; von dem würde er eben so viel lernen, wie von seiner Bibel. Das ist nicht gut und das nenne ich Geiz. Da will ich euch zwei Geschichten erzählen lassen, wie das bei Dajackenjungen anders war. Die Geschichten soll euch derselbe Missionar erzählen, der eben die von dem Neujahrsgeschenk erzählt hat. Und dann will ich euch auch drei Briefe mittheilen, welche drei Dajackenjungen geschrieben haben, als sie die Bücher bekommen hatten.

Also zuerst die beiden Geschichten.

---

21. Der arme Kahu.

Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer denn ein zweischneidiges Schwert und die Herzen

unserer dajackischen Jugend, wie verfinstert und verdorben dieselben auch schon sein mögen, besonders in Folge erbärmlich schlechter Erziehung und höchst beklagenswerther Beispiele, sie müssen derselben sich unterwerfen und seine wiedergebärende Kraft allmälig erfahren. Ein Beispiel hierzu möge unter andern ein gewisser Kahu sein, ein Knabe von 13 Jahren, der seit 1½ Jahre die Schule besucht. Dieser Knabe hatte vor einem Monate das Unglück, von einem hohen Fruchtbaum herunter zu fallen, wobei er, einem Todten ähnlich, auf dem Felde liegen blieb. Seine beiden Kameraden liefen nach den nächsten Häusern und riefen einige Männer zur Hülfe. Diese nahmen den Unglücklichen auf, trugen ihn in ein nahes Boot und brachten ihn fast entseelt nach Hause. Der arme Knabe war, wahrscheinlich durch die vielen Zweige, an denen er beim Falle vorbeigestreift war, über den ganzen Leib verwundet; aber die größte und gefährlichste Wunde hatte er am Kopfe erhalten. Diese war eine Spanne lang, ging quer über den Kopf weg von der linken zur rechten Seite und klaffte nach Verlauf etlicher Tage so sehr auseinander, daß der Hirnschädel ganz entblößt war. Der Knabe erholte sich nun allmälig wieder, der wunde Leib genaß und die Kräfte kehrten zurück; aber die Wunde auf dem Kopfe entzündete sich, alle angewandten Mittel wollten wenig helfen und, was das Traurigste dabei war, der Knabe hatte seinen Verstand verloren und gebehrdete sich ganz wie ein Wahnsinniger, was den armen Eltern und nicht weniger mir selbst sehr zu Herzen ging. Doch siehe da, und das ist es grade, worauf ich hier aufmerksam machen wollte, wie wunderlich sich der Knabe auch betrug, wie verwirrt er auch sprach und ungeachtet er sich an nichts von früher her mehr zu erinnern schien, ja selbst seine Eltern die meiste Zeit nicht erkannte, eins war nicht aus seinem Gemüthe verschwunden und dies war das in der Schule gehörte

und gelesene Wort Gottes und namentlich nicht das Gebet: „O Hatalla, dohop aku! — pasi aku! — o Tuhan Jesus!“ d. h. „O Gott, hilf mir! erbarme dich mein! o Herr Jesu!“ — Diese Worte kamen oft über seine Lippen und erleuchteten, wie helle Lichtstrahlen, das nächtliche Dunkel seines Wahnsinns. Nach einigen Wochen konnte Kahu sein Lager wieder verlassen und umhergehen, obschon die Bewirrung seines Gemüths noch nicht abgenommen hatte. Und wohin wandten sich nun seine ersten Schritte? — Nach der Schule, wohin ihm sein Vater, der ihn fortwährend bewachte, auf dem Fuße folgen mußte. Hier setzte er sich an den Tisch und stützte den Kopf auf beide Hände, während ihn mehrere seiner Gefährten umringten und sich verwunderten über seine wunderlichen Manieren und seltsamen Redensarten. Mich erkannte er gleich und als ich mich nach seinem Befinden erkundigte, so bat er mich, ihm doch noch etwas Arzenei geben zu wollen. Endlich ist nun die Wunde auf dem Kopfe auch wieder ziemlich zugewachsen und damit die Besinnung des Knaben zurückgekehrt. Doch sieht er noch immer sehr ernst und selbst etwas schwermüthig aus den Augen, was bei ihm um so mehr auffällt, da er früher sehr wild und oft der Anführer einer Schaar seiner Kameraden war. Seit verflossenem Montage besucht er die Schule wieder regelmäßig und das früher Erlernte kehrt schnell in sein Bewußtsein zurück. Auch seine Anverwandten bekennen: „Halalla bewe, idjä mempakälä iä“ d. h. „Gott nur ist es, der ihn wieder gesund gemacht hat.“ —

---

22. Wie sie so gern in die Schule gehen.

Unser Volk ist jetzt außerordentlich in Noth. Zwei Jahre hintereinander ist die Reiserernte sehr schlecht gerathen, und da der Reis hier fast das einzige bedeutende

Nahrungsmittel ist, so steigt in solchem Falle die Noth sehr schnell auf's höchste. Der größte Theil der hiesigen Bewohner ist in Schulden und es darf nicht lange mehr fortgehen oder die meisten Leute werden von ihren Schuldherrn verkauft und müssen in die Sklaverei wandern. Der Reis kostet jetzt schon dreimal so viel als gewöhnlich und ist dabei nur noch mühsam und in sehr mittelmäßiger Güte zu bekommen. Gebe der liebe Gott, daß die nächste Ernte, die nach zwei Monaten stattfinden wird, reichlich ausfallen möge, denn sonst würden unsere Schulen einen harten Stoß erfahren, indem dann ein großer Theil unserer Schüler in die Sklaverei wandern müßte, welches traurige Loos jetzt schon einige Knaben betroffen hat. So wurde im vorigen Jahre eine zahlreiche Familie wegen Schulden verkauft und ganz auseinander gerissen. Die Mutter wurde hierhin, einige kleine Kinder dorthin und der älteste Sohn, der zu mir in die Schule kam, wurde anders wohin verkauft. Der Junge ist ein hoffnungsvoller Knabe, der bereits ziemlich lesen und schreiben gelernt hat und sehr gern in die Schule kam. Es blutete mir mein Herz, als die Mutter eines Tages ganz betrübt zu mir kam, mir ihre große Noth klagte und mir das Buch und die Schiefertafel des Knaben entgegenhielt und mich dringend bat, mich über ihren Sohn, meinen Schüler, zu erbarmen und ihn aus den Händen seines Schuldherrn zu befreien. Gern hätte ich dem geplagten Weibe geholfen, aber 80 Gulden, so viel betrug die Schuldsumme, wußte ich nicht herbeizuschaffen. Ich nahm dem Knaben die Schiefertafel ab, die er nun nicht mehr gebrauchen konnte, das Buch aber ließ ich ihm; in dem konnte er doch noch lesen, wenn es ihm sein Herr erlaubte. Die Mutter jammerte und schrie laut, als ihr Sohn den großen Fluß hinauf in das Dorf Bedidih geführt wurde. Sein Herr war allgemein als ein harter und rauher Mann bekannt. Und was geschah nun?

Kaum war ein Monat nach diesem Auftritt verflossen, so stand der Knabe eines Morgens in aller Frühe, als ich die Hausthür aufmachte, vor meinem Hause. Er hielt mir sein Buch entgegen und bat mich auf das dringendste, mich seiner anzunehmen und ihn wieder zur Schule gehen zu lassen. Ich fragte ihn, woher er jetzt käme? Da erzählte mir der Junge unter Weinen Folgendes. Er hatte es bei seinem Herrn sehr hart gehabt und in seinem Buche durfte er nicht lesen. Da hatte er den Entschluß gefaßt, davon zu laufen. In nächtlicher Stille hatte er das Haus seines Herrn verlassen und war anfangs am Flusse entlang durch Gebüsch, Sumpf und Schlamm fortgekrochen; da aber unser Dorf auf der andern Seite des Flusses liegt, so mußte er bald noch auf ein anderes Mittel sinnen, um seinen Zweck zu erreichen und zu mir zu kommen. Ein Boot hatte er nicht und den 1200 Fuß breiten Fluß zu durchschwimmen sah er keine Möglichkeit, obgleich die Dajackenjungen fast alle sehr gut schwimmen können. Doch die Noth ist erfinderisch. Er suchte am Ufer ein Stück angetriebenes Holz, daß ihn tragen konnte. Auf dieses setzte er sich und ruderte nun mit einem Stecken in der Hand in schräger Richtung nach unserem Dorfe hinüber. Wie er in der Nacht durch die vielen Crocodille hindurch kam, von denen hier der Fluß wimmelt, ist mir noch heute wie ein Wunder Gottes. Und nun stand der arme Junge voll Furcht und Hoffnung vor meiner Hausthür. Seine alte Mutter fand sich auch bald ein und nun hatte ich das alte Klagelied, nur jetzt noch ergreifender und herzzerreißender, abermals von Anfang bis zu Ende anzuhören. Ich konnte aber auch diesmal keine Hülfe schaffen. Mutter und Sohn wurden wieder auseinander gerissen und der Knabe wurde zu seinem Herrn zurückgebracht, wo er an einen Pfahl gebunden wurde und zwanzig Rottanhiebe erhielt. Seitdem habe ich nichts wieder von ihm gehört."

Und nun will ich noch die drei Briefe deutsch mittheilen, welche in der Dajackensprache recht hübsch geschrieben sind.

Der erste Brief.

Mit diesem Briefe schicke ich meinen Gruß an die Herren in Europa, welche Lehrer hierher gesandt haben. Meine Mutter und ich und mein Bruder Heinrich wurden freigekauft von Herrn Hardeland. Nun, nicht lange nach dem Wegsegeln desselben ist meine Mutter gestorben und sie hat gehofft auf den Herrn Jesum. Nun sind wir beide, die wir bei dem Herrn v. Höfen sind, Waisen, denn unsere Mutter ist todt. Ferner erzähle ich den Herren, daß hier sehr viele Schüler sind, welche lesen können das Buch Gottes, welches gemacht ist von den Lehrern hier und dann gedruckt in Europa und dann von euch hierher geschickt nach Pulopetak, auf daß die Lehrer dieselben an die Kinder vertheilen können. Und als die Schüler sahen diese Bücher, freuten sie sich sehr. Ich und mein Bruder sind eingegangen in die Religion des Herrn Jesu. Der Lehrer v. Höfen hat uns getauft. Nun hoffe ich, der Herr Jesus wird uns stark machen und uns helfen, daß wir können glauben und nachkommen allen seinen Worten, daß wir selig werden ewiglich.

Johann.

Der zweite Brief.

Mit diesem Briefe gebe ich mich zu erkennen, auch sende ich meinen Gruß an die Herren in Europa, welche Lehrer hierher gesandt haben. Anfangs diente ich bei den Dajacken, aber die Leute, bei denen ich war, verkauften mich an die Chinesen. Ich bin lange bei Chinesen gewesen, vielleicht 4 oder 5 Jahr, darauf schickten mich die Chinesen wieder fort und ich suchte meine Schuld drei Tage lang, bis mich endlich Menschen zu dem Herrn Hardeland brachten. Derselbe war willig mich loszu-

kaufen. Aber noch nicht lange war ich bei ihm gewesen, vielleicht noch nicht ein Jahr, da wurde ich sehr krank, daß ich beinahe gestorben wäre. Nach einem Monate wurde ich wieder besser. Als der Lehrer sahe, daß ich noch nicht gut arbeiten konnte, schickte er mich, um Schule zu halten. Darauf verübte ich schlechte Sachen im Hause des Lehrers. Derselbe bestrafte mich auch; ich war ihm aber deshalb nicht böse, denn ich fühlte, daß ich es verdient hatte. Als der Herr Hardeland abstieß, um zu segeln, blieb ich bei dem Herrn v. Höfen. Nicht lange darauf wurde ich getauft durch den Lehrer v. Höfen und ich ging in die Religion Jesu Christi, des Sohnes Gottes. Darauf wurde mir befohlen, Knaben zu lehren im Flusse Mentangei, einem Flusse, der auch in den Pulopetak hinein kommt. Nur gebrechlich verstehe ich das Buch Gottes zu lesen; ich bin noch nicht fertig darin; es ist aber der Wille des Lehrers, daß ich die Knaben lehren soll.

Ich hoffe, die Herren werden diesen Brief annehmen und nicht verachten, welcher geschrieben ist von Jemand, der nicht weise ist.

Philipp.

Der dritte Brief.

An meine Brüder in der Stadt Deutschland im Lande Europa! — Gnade von Jesu Christo, welcher der Heiland aller Menschen ist! Nun verkündige ich meinen Brüdern, welche den Herrn Jesus lieb haben, wie der allerhöchste Herr sich meiner erbarmt hat. Früher war ich ganz dumm, denn ich bin ein Dajackenmensch und folgte den Sitten meiner Väter. Wenn wir irgend wohin reisen wollten und die Zeichen waren nicht gut, so reisten wir nicht. Ferner, wenn wir krank waren, so opferten wir dem Djata oder dem Vogel Antang oder dem Kambe oder dem Tempon Tellon oder dem Pampahilep. Ferner,

wenn wir gesund geworden waren, so tödteten wir Schweine und ein Huhn und brachten ein Opfer. So thaten wir Dajacken. Ich sage euch noch, was ich gethan habe. O meine Brüder, hört das. Als ich noch klein war, war ich in Banjer mit meinem Vater und meiner Mutter. Da ging es mir nicht gut. Darauf zogen wir nach Cupak und blieben zwei Jahre da. Da ging es auch nicht gut, weil Gott keinen Segen gab. An dem Orte war kein Reis. Darauf versetzten wir unsere Häuser wieder nach Pulopetak mit vielen anderen Leuten. Hier blieb ich, bis ich 25 Jahre alt war. Gott war aber barmherzig mit mir und schickte Lehrer nach Pulopetak, die unterrichteten uns Dajacken. Darum bin ich nun froh, denn ich habe etwas vom Heilande gelernt. Auch kann ich lesen und vor kurzem schickte mich der Lehrer, um die Menschen auf der anderen Seite des Flusses zu unterrichten. Der Lehrer versprach mir auch fünf Gulden für den Monat. Zuerst unterrichtete ich ein halbes Jahr, denke ich, sechs Knaben. Zwei sind jetzt verreist und haben auch an mich einen Brief geschrieben. Jetzt bin ich durch den Lehrer in dem Namen Jesu Christi und des Vaters und des heiligen Geistes getauft und ein Christ geworden und heiße Salomo, vorher hieß ich Salo. Mit frohem Herzen empfing ich die Taufe, weil ich erlöst wurde von Sangjang und Djata und Tellon und Sangumang und Antang und allen jenen bösen Dingen. Alle Sitten unserer Väter haben wir weggeworfen und folgen nun der Sitte des Heilandes Jesu Christi und glauben an den Namen Jesu Christi, weil wir das Evangelium gehört haben, welches zum Leben gut ist bis in Ewigkeit in den Himmel hinein. Darum bin ich fröhlich und sende diesen Brief an euch, die ihr im Lande Europa in der Stadt Deutschland wohnt. Wenn ihr, Brüder, uns lieb habt, so erzählt uns auch etwas. Nun, das ist es.

Salomo.

23. Der Missionar, der Prinz und der Edelknabe.

Lieben Kinder! Am 5. Juni ist der Bonifaciustag. An dem Tage soll an vielen Orten in Deutschland Missionsfest sein. Da muß ich euch doch sagen, was das zu bedeuten hat. Ich will euch deshalb eine Geschichte vom Missionar, vom Prinzen und vom Edelknaben erzählen. Wenn ihr die gehört habt, dann werdet ihr wissen, warum man den Bonifaciustag mit einem Missionsfeste feiert.

Es war einmal ein junger Prinz von Frankreich. Es ist aber schon sehr lange her, als er lebte, jetzt schon über 1100 Jahre. Sein Vater hieß Alberich, seine Mutter Wastrade und er selber Gregor. Die Prinzen müssen auch in die Schule gehen und etwas lernen, so gut wie der Bürger und der Bauern Kinder. Und so ging denn auch Prinz Gregor fleißig in die Schule und lernte etwas. Da hatte er einmal Ferien, als er 14 Jahre alt war und reiste in den Ferien zu seiner Großmutter. Die hieß Addula und wohnte in einem Kloster bei der Stadt Trier, welches Pfälzel hieß. Die Großmutter war eine fromme Frau und hatte die Mission lieb, wie alle frommen Leute. So besuchte sie denn auch grade, als der Prinz zu Pfälzel in den Ferien bei ihr war, ein Missionar mit Namen Bonifacius.

Dieser Bonifacius war ein Engländer, der nach dem nördlichen Deutschland gekommen war, um den Heiden das Evangelium zu predigen; denn ihr wisset doch, Kinder, daß unsere Vorfahren vor alten Zeiten eben solche Heiden waren und von dem Herrn Jesus ebenso wenig wußten, wie jetzt die Heiden in Asien und Afrika. Bonifacius war nicht der erste Missionar in diesem Theile unseres Vaterlandes. Vor ihm waren schon mehrere Missio-

nare von England herüber gekommen; aber unsere Vorfahren wollten erst gar nicht gern etwas von dem Herrn Jesus hören, schlugen etliche von den Missionaren todt und nur Wenige nahmen das Evangelium an. Dadurch ließ sich aber Bonifacius nicht bange machen und predigte zuerst den Heiden in Holland, die auch Deutsche waren. Als er hier ungefähr 3 Jahre lang gewesen war, machte er sich auf, um nach Hessen zu reisen, wo noch viele Heiden lebten. Auf dieser Reise war es, daß er nach Pfälzel kam und freundlich von der frommen Missionsfreundin Addula aufgenommen wurde.

Ihr könnt euch denken, daß Bonifacius viel von den Heiden zu erzählen wußte, und so saßen sie denn auch einmal bei Tische und der Missionar hatte wieder seine Geschichten aus Holland erzählt; der junge Prinz saß dabei und hörte dem fremden Manne aufmerksam zu. „Gregor, mein Sohn," sagte die alte Großmutter, als der Missionar zu erzählen aufhörte, „Gregor, lies du uns noch etwas vor." Der Prinz nahm sein Evangelienbuch und las einen Abschnitt. „Du kannst schön lesen, mein Sohn," sagte Bonifacius, „aber verstehst du auch, was du gelesen hast?" Ihr müßt nämlich wissen, Kinder, daß die Bibel damals noch nicht in die deutsche Sprache übersetzt war; man hatte sie nur in lateinischer Sprache. Und so hatte denn auch Gregor nur lateinisch gelesen. Der Prinz verstand den Missionar nicht und fing noch einmal zu lesen an. „So meine ich das nicht," unterbrach ihn Bonifacius, ich möchte wissen, ob du das auch deutsch sagen kannst, was du gelesen hast?" Gregor gestand, daß er dies noch nicht könne und nun übersetzte Bonifacius die Bibelstelle in die deutsche Sprache und dann legte er es allen aus, die am Tische saßen. Dem jungen Prinzen brannte das Herz, wie der Missionar so sprach, und als er fertig war, konnte er sich nicht halten und bat seine Großmutter, sie möchte ihn doch mit dem frommen Manne

gehen lassen, er wolle von ihm die heilige Schrift lesen und verstehen lernen. Frau Addula stellte ihm vor, daß das nicht ginge; ein Missionar könne sich um einen so jungen Knaben nicht bekümmern; Bonifacius müßte in Wäldern und Wildnissen reisen, hungern und dürsten, daran sei der Prinz nicht gewöhnt; auch seien die Heiden böse Menschen, welche die Missionare verfolgten und todtschlügen; so hätten sie gethan mit dem frommen Herrn Amand von Mastricht und mit dem Eligius von Tournay, die sie wohl gekannt habe und den Livin hätte das Volk in Brabant todt geschlagen und mit dem schwarzen und weißen Ewald hätten es die Sachsen nicht besser gemacht. Allein die alte Frau mochte sagen was sie wollte, der Prinz blieb dabei, er wolle mit dem Missionar gehen und als sie ihm zuletzt erklärte, sie würde ihm kein Pferd zum Reiten mitgeben und auch keinen Knecht, ihn zu bedienen, so sagte Gregor: „Gibst du mir kein Pferd, mit ihm zu reiten, so gehe ich zu Fuße ihm nach.“ Da erkannte die Großmutter, daß der Herr den Missionstrieb in ihrem Enkelkinde geweckt habe, gab ihm Pferde und Knechte und ließ ihn mit dem Missionar in Gottes Namen in das Hessenland ziehen.

Hier in dem Hessenlande und in Thüringen, was dicht dabei liegt, zogen sie nun zehn Jahre lang kreuz und quer unter den Heiden herum. Sie hatten es mitunter sehr schwer, geriethen in große Lebensgefahr, konnten oft nichts zu essen bekommen und mußten von den Beeren im Walde und von den Wurzeln im Felde leben, hungerten und dürsteten, ganz so, wie die Großmutter gesagt hatte; aber das rührte den Bonifacius nicht und das Königskind wich nicht von seiner Seite. Das war aber auch eine Mission! Ich denke, wenn ich dabei gewesen wäre, ich wäre auch mit durch Dick und Dünn gelaufen, um das nur hören und sehen zu können. Schon gleich im Amfang, als sie in das Land hineinkamen, trafen sie

auf ein Paar Häuptlinge, die hießen Dettig und Deorulf. Die nahmen das Evangelium an und gaben Bonifacius einen Berg, daß er sich ein Haus darauf baue. Von diesem Hause aus zog er nun im Lande herum und es war kein Jahr vergangen, so hatten sich schon etliche Tausende von den Hessen taufen lassen. Aber mitten im Hessenlande stand eine große Eiche bei dem Dorfe Geismar, ein mächtiger Baum, nicht bloß weil er so ungeheuer groß war, daß kein Eichbaum weit und breit im Lande ihm gleich kam, sondern auch, weil der Teufel in diesem Baume eine besondere Macht über die armen Heiden hatte, so daß sie Bonifacius, Evangelium und den Herrn Jesus im Stich ließen, sobald sie an die große Eiche bei Geismar dachten, auch viele Getaufte. Bei dem Baume war nämlich das größte Heiligthum im Lande; da opferten sie seit uralten Zeiten ihrem höchsten Götzen, den nannten sie Wodan. Tausende von Menschen, Pferden, Rindern und Ziegen hatten sie ihm da geschlachtet und an den Zweigen der Eiche die Köpfe und Felle der Opfer aufgehängt. Es war eine fürchterliche Schädelstätte und doch so lieb, so lieb dem Hessenvolke, ich glaube, es ist jetzt keine Kirche im ganzen Lande, die das Volk so lieb und werth hält, wie ihre Vorfahren die große Eiche bei Geismar. Ich hätte doch keinem Menschen rathen wollen, sich an dem Baume zu vergreifen oder ein Wort gegen ihn zu reden; sie hätten den Mann bei lebendigem Leibe zerrissen. Nun nehmt einmal den Bonifacius — er konnte keine Predigt halten, immer gings gegen die Eiche bei Geismar, alle ihre Opfer seien nichts, der Wodan sei nichts und die Eiche sei nichts und wenn er nur einmal hinkäme, so wolle er sie mit der Axt umhauen. Aber all das Predigen half nichts. „Wenn du dich an Wodans Eiche vergreifst," sagten die Hessen, „so wird dich Wodan auf der Stelle mit seinem Blitze todt schlagen." Des lachte Bonifacius immer und als er genug gelacht hatte und die

Sache nicht anders werden wollte, da hieß es: Nun auf nach Geismar! Es ging mit ihm ein kleiner Haufen treuer Menschen, manche mit bangem Herzen, wie das ablaufen werde; Prinz Gregor war natürlich auch dabei, der freute sich aber königlich, daß es nun der alten Eiche zu Leibe gehen sollte; sonst aber zogen noch Tausende von Heiden mit, die tobten und fluchten und wünschten dem Missionar, dem Feinde ihres Götzen, alles Verderben und waren ganz gewiß, daß Wodan ihn todtschlagen werde, so wie er nur einen Fuß in das alte Heiligthum setzen würde. Und Bonifacius ging muthig hinein und trat zu der Eiche heran. Alles still. Und er nahm eine große Axt und hieb in den Baum, daß es schallte. Wodan regte sich nicht. Und es fuhr Hieb auf Hieb in den alten Stamm, daß die Späne umherflogen, aber kein Blitz fuhr hernieder, es zu rächen. Die Heiden waren starr vor Entsetzen. Da brauste es in dem mächtigen Gipfel der Eiche von einem gewaltigen Windstoße, der sich auf den Baum warf und — im Nu stürzte er mit fürchterlichem Krachen zu Boden. Da lag auch der Heiden Glaube an ihren Götzen Wodan am Boden, sie standen beschämt und fragten: „Was sollen wir thun?" — „Wir wollen ein Bethaus bauen," sagte Bonifacius; „dem lebendigen Gott zu Ehren; sehet da, das Holz ist schon zugerichtet!" Da lag nämlich die Eiche, die Krone war abgebrochen und der Stamm in 4 Stücke zertheilt, ein Stück so lang, wie das andere, als ob ein Zimmermann es mit seiner Schnur abgemessen hätte. Sie baueten also ein Bethaus daraus und Bonifacius predigte den Namen des Herrn hier und an vielen andern Orten in Hessen und Thüringen mit solcher Macht, daß sich in den zehn Jahren an 100,000 Heiden sollen haben taufen lassen. Es wurden auch manche Kirchen gebaut — in Thüringen die erste zu Altenberge — und Bonifacius stellte Prediger an, welche er aus seinen Gefährten nahm; aber den Prinzen Gregor behielt

er bei sich, der reiste mit ihm und half ihm das Evangelium predigen.

Und als die zehn Jahre um waren und Gregor schon ein Mann geworden, kamen sie einmal nach Baiern. In Baiern gab es aber damals schon viele Christen, so gut wie in Frankreich. Da kehrte Bonifacius bei einem Edelmann ein, der auch ein Freund Christi war. Dieser Rittersmann hatte einen Sohn von etwa 16 Jahren, dem er bei seiner Taufe den Namen Sturm gegeben hatte. Er hätte ihn aber lieber sollen Stille heißen, das wäre besser gewesen. Es war ein sanfter Junge, der gern bei den Büchern saß und an seines Vaters Rossen und Schwertern und Lanzen gar keinen Gefallen hatte. Sein Vater hatte ihn aber sehr lieb und hätte ihn gern studiren lassen; doch damals gab es im Baierlande keine Schulen und wenig gelehrte Leute. Wie nun Bonifacius ihn besuchte, so bat ihn der Ritter, daß er seinen Sohn zu sich nehmen und einen gelehrten Mann aus ihm machen möchte. Damit war der Missionar wohl zufrieden und Sturm zog mit in das Hessenland. Bonifacius sah aber bald, daß in dem Edelknaben ein anderer Geist steckte als in dem Prinzen und nahm ihn nicht mit sich auf Reisen, sondern that ihn zu einem Priester, damit er bei dem studiren und später ein Prediger werden könnte. Dazu gab denn auch Gott seinen Segen; Sturm lernte die heilige Schrift fleißig, fürchtete den Herrn und wurde Prediger an einer Gemeinde bekehrter Heiden im Hessenlande. Das war er etwa drei Jahre lang, da wurde es ihm leid; er wäre gern ein Einsiedler gewesen, ganz stille und abgeschieden von den Leuten, mit wenigen frommen Seelen zusammen in der Bibel forschen und beten und singen — das war so seine Sache. Er machte sich also auf, ging zu Bonifacius und stellte dem seines Herzens Wunsch vor. Das war Bonifacius ganz recht, denn der hatte schon lange Sorgen gehabt, woher er

doch all die Prediger für die neuen Gemeinden nehmen sollte; denn dazu mußte er gute Schulen haben und die Schulen waren damals die Klöster, so wie Sturm ein solches bauen wollte. Auch hatte er Sturm sehr lieb, eben so lieb wie den Gregor. Er gebot ihm also, er solle mit noch zweien in den bochonischen Wald ziehen und dort einen Platz zum Kloster suchen. So machten sich die drei auf und zogen in den bochonischen Wald ohne Weg und Steg, wo es am wildesten in dem Walde war, dahin zogen sie grade und baten den Herrn Jesus, er möchte ihnen doch den besten Platz zeigen, wo sie sich niederlassen könnten, denn drei Tage lang sahen sie nichts weiter als Himmel und Erde und Bäume. Endlich glaubten sie einen Platz zu haben, der zur Einsiedelei gut sei und baueten da drei Hütten von Baumstämmen, die sie mit Baumrinde gegen Sturm und Regen deckten. Da lasen sie in der Schrift, sangen und beteten und waren in Gott vergnügt. Nun mußte doch aber Bonifacius wissen, wo sie geblieben wären und Sturm verließ das einsame Plätzchen und suchte ihn auf. Als er ihn fand, erzählte er alles genau, wie und wo sie sich angebaut hätten. „Das geht nicht, Kinder," sagte Bonifacius, „da seid ihr den Sachsen zu nahe, die werden euch keine Ruhe lassen; zieht tiefer in den Wald hinein und sucht einen andern Platz." Sturm war ein gehorsamer Schüler und kehrte zu den beiden in die Waldhütten zurück. Um besser das Land durchforschen zu können, machten sie sich einen Kahn, mit welchem sie die Fulda hinauffuhren; bald legten sie den Kahn hier, bald da an's Ufer, stiegen an's Land und durchforschten es, ob nicht ein Plätzchen zur Niederlassung wäre; aber bald war dies nicht recht, bald jenes nicht so wie es Bonifacius wünschte, und sie kehrten endlich in ihre Hütten heim, ohne etwas gefunden zu haben. Kaum waren sie zurück, so stand auch schon ein Bote von Bonifacius da,

der hatte sich bis zu ihnen hindurchgefunden und meldete an Sturm, er müsse sogleich zu seinem Herrn kommen. Sturm also auf und zu Bonifacius hin; der nahm ihn sogleich in sein Betkämmerchen und ließ sich erzählen, wie es gegangen sei, denn die Sache hatte ihm keine Ruhe gelassen bei Tag und Nacht. Als Sturm mit seiner Erzählung zu Ende war, ermunterte ihn Bonifacius mit vielen Worten, nicht müde zu werden und noch einmal sich aufzumachen, einen Platz zur Niederlassung zu suchen. „Gott hat einen Platz in der Wüste bereitet," das waren die letzten Worte, die er ihm sagte, „wenn Christus will, so wird er ihn dir zeigen; höre du nicht auf zu suchen, ich weiß ganz gewiß, daß du ihn finden wirst." Und damit ging Sturm wieder zu seinen beiden Gefährten zurück. Als er sich ein wenig ausgeruht hatte, sattelte er sich seinen Esel, nahm etwas zu essen mit, befahl sich Gott und ritt ganz allein in den wilden Wald hinein. Es war eine greuliche Einöde, voll wilder Bestien, aber Sturm sang sich ein Lied und betete fleißig, so ging es immer bei gutem Muth weiter. Wenn er sich des Tages satt geritten und satt gesucht hatte, ob er sich nicht hie oder da niederlassen könnte und es brach die Nacht herein, so sattelte er seinen Esel ab, hieb mit seinem Schwerte Dornenbüsche nieder, machte eine Hecke um sich und sein Thier gegen die hungrigen Wölfe, befahl sich Gott und legte sich ruhig schlafen. Er fand auch Heiden in dem Walde. So kam er eines Tages an die Fulda, wo die Straße von Mainz nach Thüringen durch den Fluß ging; da waren viele Heiden, welche in dem Flusse badeten. Kaum sahen sie Sturmen, so machten sie ein so wildes Geschrei und verlachten und verspotteten ihn so sehr, daß sich sogar sein Esel scheute, bei dem wüsten Volke vorbei zu gehen. Es durfte ihm aber keiner ein Haar krümmen. Einer kam sogar ganz freundlich und fragte ihn, wohin er wollte, zeigte ihm den Weg und ließ ihn in Frieden

ziehen. Als es Abend war, befand sich Sturm wieder mitten im Walde und wollte eben wieder mit seinem Schwerte sich eine Hecke zur Schlafstelle machen, als er in der Nähe etwas rauschen hörte. Erst meinte er, es sei ein Wasser, war aber seiner Sache nicht gewiß und klopfte mit seinem Schwerte an einen hohlen Baum, um ein Zeichen zu geben, wenn es etwa ein Mensch sein sollte. Und richtig, aus den dunkeln Büschen kam ein Mann hervor, ein freundlicher Mann, mit dem Sturm bald in ein Gespräch gerieth. Der Mann wußte guten Bescheid in der ganzen Gegend, beschrieb Sturmen alle Quellen und Berge und Thäler und die Wege dahin, und als beide mit einander des Nachts in dem Walde geschlafen hatten, trennten sie sich des Morgens und Sturm ritt auf die Gegend zu, welche ihm der Mann als die beste bezeichnete. So kam er an den Grezzibach in der Nähe der Fulda; das sollte die Stelle sein. Er ritt kreuz und quer und untersuchte alles genau und als es Abend war, war er seiner Sache gewiß, daß das die Stelle sei, welche Bonifacius wünschte und welche der Herr ausersehen habe. Eilends ritt er nun nach seinen Gefährten zurück und dann spornstreichs zu Bonifacius. Da war die Freude groß und es war noch kein Jahr verflossen, so war da ein Kloster gebaut, das Bonifacius Fulda nannte. Jetzt ist eine große Stadt im Hessenlande daraus geworden; damals aber war es nur ein stilles Haus, in welchem man ein einsames Leben führte und die Schrift studirte. Sturm war der Vorsteher und Bonifacius hatte keinen liebern Platz im ganzen Lande als sein liebes Fulda. Wenn er einmal von der Missionsarbeit müde war, so ging er dahin und ruhete in Gott aus; denn das beides hat noch je und je zu einem rechten Missionar gehört, in die Welt hinaus und in Gott den Herrn hinein.

Ueber 30 Jahre hatte so Bonifacius in Hessen und in Thüringen zugebracht, die Götzen waren gestürzt und

überall christliche Gemeinden entstanden, wo vorher wüstes Heidenthum war, der Missionar war ein Bischof und Erzbischof geworden, der die von ihm gegründete Kirche von Mainz aus leitete, ein Mann in weißen Haaren und krumm und gebückt, denn er hatte in den 30 Jahren viele Noth und Arbeit, viel Sorgen und Trübsal über sich gehen lassen müssen und war 70 Jahr alt; er hätte sich wohl in seinen alten Tagen still hinsetzen und ausruhen können. Aber da hörte er, daß in demselben Holland, wo er zuerst Missionar gewesen war, sich immer noch viel wilde Heiden befänden. Da trieb ihn der Geist Gottes, hinzuziehen und zu predigen, wie er es vor 30 Jahren daselbst gethan hatte. Er wußte es ganz bestimmt, daß er auf dem Wege sein Leben lassen müßte und sagte es auch seinen Freunden mit klaren Worten vorher; er befahl namentlich, daß man in seine Bücherkiste, welche er mit auf die Reise nehmen wollte, das Hemd einpacke, in welchem er begraben sein wollte. Und so bestellte er sein Haus in Mainz, nahm Abschied von seinen lieben Freunden und fuhr den Rhein hinunter nach Holland zu. Er hatte aber viele Gefährten bei sich. Daß Gregor nicht fehlte, versteht sich von selbst. Sie kamen nach Utrecht, einer Stadt in Holland, wo schon christliche Kirchen waren und von da fuhren sie über See an die westliche Küste der Friesen. Die Friesen waren auch Deutsche, aber ein sehr wildes Volk, welches der Predigt des Evangeliums schon viel Widerstand entgegengesetzt hatte. Und nun begannen die Missionare, den Bonifacius an der Spitze, die Predigt. Gott der Herr war mit ihnen. Wie es damals in Hessen und Thüringen war, so war es auch jetzt in Friesland. Es war noch kein Jahr verflossen, so waren schon etliche Tausende von den Friesen getauft, so mächtig war das Wort in dieser Zeugen Munde. Da hatte Bonifacius einst in der Gegend von Dockingen an dem Flusse Bordne mit seinen Gefähr-

ten die Zelte aufgeschlagen und die Friesen kamen in Haufen in das Lager und hörten die Predigt der Missionare an. Es wurde auch hier eine große Zahl getauft. Bonifacius bestimmte den Tag, an welchem die Getauften confirmirt werden sollten. Da dieser Tag noch etwas hinauslag, so hielten die Letztern es für besser, erst wieder nach Hause zu gehen; sie zerstreuten sich und ließen Bonifacius mit seinen Gefährten im Lager allein. Endlich kam der Tag der Confirmation. Die Sonne war eben aufgegangen, da erhebt sich im Lager ein großer Lärm. Ein Haufe heidnischer Friesen stürmte mit Schild und Speer heran, tobte und drohete greulich, Bonifacius mit seinen Gefährten todt zu schlagen, weil sie so viele ihrer Landsleute beredet hätten, die Götzen zu verlassen und die Taufe zu empfangen. Bonifacius hatte aber einen Troß bewaffneter Knechte bei sich; die hören kaum das Toben und den Waffenlärm, so springen sie mit den Schwertern in der Hand aus den Zelten, um die Missionare gegen die wüthenden Heiden zu vertheidigen. Bonifacius tritt auch aus dem Zelte, die Missionare sammeln sich um ihn und wie er sieht, daß seine Leute mit den Heiden handgemein werden wollen, schreit er sie an: „Kinder, laßt das Streiten! Ihr wißt, was die Schrift sagt, daß wir nicht Böses mit Bösem vergelten sollen. Der Tag, den wir so lange erwünscht haben, ist da und die Zeit unseres Abscheidens ist vorhanden. Seid stark in dem Herrn! Hoffet auf ihn und er wird eure Seelen erlösen!" Dann wendet er sich zu seinen Begleitern und ermahnt sie mit väterlichen Worten. „Brüder!" sagte er, „seid getrost und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, aber eure Seele nicht tödten können! Seid fröhlich in dem Herrn und werft den Anker eurer Hoffnung auf ihn! Es sind noch ein Paar Augenblicke und er wird euch den Lohn ewiger Vergeltung geben und euch aufnehmen zu den Engeln in seinen ewigen Himmelssaal. Lasset euch

nicht von der Eitelkeit dieser Welt betrügen und achtet die Lockungen der Heiden nicht. Der Todesstreich ist ein Augenblick, aber mit Christo werden wir in Ewigkeit triumphiren!" Er hatte kaum diese Worte gesprochen, so stürzten sich schon die Heiden mit ihren Spießen und Schwertern auf sie. Bonifacius stand da und betete. Er hatte ein Evangelienbuch in der Hand und wie einer der Mörder auf ihn eindrang, deckte er sein Haupt mit demselben, als er den Streich empfing, der ihn entseelt zu Boden streckte. Mit ihm wurden 52 seiner Gefährten erschlagen. Darauf machten sich die Heiden über die Zelte her, plünderten sie aus und schleppten die Kisten, in welchen die Bücher der Missionare waren, zu den Schiffen am Ufer in der Meinung, daß sie mit Gold und Silber angefüllt und eine gute Beute seien, die sie mit fortführen könnten. In den Schiffen fanden sie den Wein der Reisenden und tranken sich so voll, daß sie trunken wurden und mit einander über die Beute in den Kisten in Streit geriethen. Es bildeten sich zwei Haufen, die erst mit Worten gegeneinander stritten, dann aber griffen sie zu den Schwertern und Spießen und es entstand ein blutiger Kampf, in welchem viele erschlagen wurden. Der eine Haufe wurde ganz aufgerieben und nun machten sich die Sieger über die Kisten her, um sich des Goldes und Silbers in denselbigen zu bemächtigen. Wie ergrimmeten sie aber, als sie statt der Schätze nur Bücher fanden, die freilich mehr werth waren, als alles Gold und Silber in der ganzen Welt, aber diese blinden Heiden hatten keinen Sinn dafür. Sie streuten sie auf dem Felde umher und traten sie in den Sumpf und zogen dann mit wildem Geschrei von dannen. — Das alles geschah am 5. Juni 755. Nun werdet ihr wissen, Kinder, warum dieser Tag der Bonifaciustag heißt. Und da es in diesem Jahre grade 1100 Jahre sind, daß dieser große Missionar der Deutschen seine Missionslaufbahn mit dem Märty-

rertode beschloß, so ist es ganz in der Ordnung, daß man an dem Tage ein Missionsfest in Deutschland feiert. Es gebe nur Gott, daß unsere jetzigen Missionare denselben Glaubensmuth und die Hingebung bis in den Tod bekommen, die Bonifacius hatte. Lasset uns darum beten, aber auch den Dank dafür nicht vergessen, daß der Herr unsern Vätern solche Männer sandte, die ihr Leben nicht lieb hatten bis in den Tod und die ihnen den predigten, der jetzt noch unser einiger Trost im Leben und im Sterben ist.

Nun werdet ihr aber noch etwas über den Prinzen und über den Edelknaben hören wollen, über Gregor und über Sturm. Was ist denn aus denen geworden? Ich sagte vorhin, Gregor sei mit Bonifacius nach Holland gezogen; so ist er wohl auch auf der Haide bei Dockingen mit erschlagen worden? Nun, das wäre ihm schon recht gewesen, wenn es Gott so beschlossen gehabt hätte. Aber das war nicht der Fall. Er war dazu ausersehen, daß er den Tod des Bonifacius rächen sollte. Ich kann es nicht genau sagen, wie es kam, daß er nicht mit zu den Friesen zog. Er blieb in Utrecht sitzen, während die andern auszogen. Als nun in Holland die Kunde erscholl, daß Bonifacius von den Heiden erschlagen wäre, machte sich ein großer Haufe Christen auf, fiel mit gewaffneter Hand in der Mörder Land und lieferte denselben eine große Schlacht, in welcher die Heiden geschlagen wurden. Dann suchte man den Leichnam des Bonifacius auf, fand ihn und brachte ihn nach Utrecht. Ich will hier nicht untersuchen, ob die Christen in Holland daran Recht gethan, daß sie den Tod des Bonifacius mit dem Schwerte in der Faust gerächt haben. Das aber weiß ich, daß Gregor auf bessere Rache sann und sie auch ausführte. Er blieb in Utrecht sitzen und legte ein Missionshaus an, gerade so eins, wie hier in Barmen steht, und er wurde der Inspektor. Da waren Zöglinge drin aus vielen deut-

schen Ländern; da konnte man Friesen finden und Sachsen und Franken und Hessen und Baiern und Schwaben, lauter junge gottesfürchtige Leute, die Missionare werden wollten. Und wenn sie in Gottes Wort wohl erfahren waren und der Herr ihnen den Geist des Zeugnisses gegeben hatte, so schickte sie Gregor hinaus, um die Mission in Deutschland zu treiben. Von diesem Missionshause in Utrecht sind viele deutsche Missionare ausgegangen. Gregor aber hatte besonders die Friesen im Auge, die seinen geistlichen Vater erschlagen hatten. Und das war die Rache, die er an ihnen nahm, daß er ihnen Missionare sandte, die sie von ihrer greulichen Finsterniß zum Lichte bekehrten. Da ging gleich einer der ersten Zöglinge des Utrechter Hauses nach der Dockinger Haide. Er hieß Willehad. Noch waren Leute da, welche Bonifacius getauft hatte; die nahmen ihn wohl auf und er baute dicht bei der Stelle, wo der Mord geschehen war, eine Kirche. An dieser Kirche predigte darauf 7 Jahre lang Liudger, auch ein Zögling Gregors, den man den Apostel der Friesen nannte, und in 40 Jahren war von da aus das ganze Land bekehrt. Das alles erlebte Gregor noch und als er sich genug gerächt hatte, legte er, ein Greis von 73 Jahren, sein müdes Haupt nieder und starb in Frieden. Sein Missionshaus hat aber noch lange gestanden.

Und was ist aus Sturm geworden? Er war in seiner Einsiedelei still sitzen geblieben, als Bonifacius nach Friesland zog. Aber kaum hörte er von dem Tode desselben, so machte er sich auf, um seinen Leichnam nach Fulda zu holen, denn Bonifacius hatte es bei seiner Abreise als seinen bestimmten Willen ausgesprochen, daß er in Fulda begraben sein wolle. Auf dem Rheine begegnete Sturm bereits dem Leichenzuge, denn Gregor in Utrecht hatte von dem Testamente des Bonifacius gehört, daß sein Leichnam in Fulda ruhen sollte, sonst hätte er ihn

gern in Utrecht begraben. Sturm begleitete die Leiche nach Mainz und wollte sie von da nach Fulda führen. Allein in Mainz wollte man ihn damit nicht ziehen lassen; Bonifacius sollte durchaus in Mainz begraben werden, wo er zuletzt gewohnt hatte. Man stritt sich lange darüber, bis endlich ein Traum den Ausschlag gab und Sturm nahm den Leib des lieben Heimgegangenen und bestattete ihn mit Ehren in seiner Einsiedelei. Nun hätte er für sein Leben gern in aller Stille die Tage, die er noch hatte, auf seinem Fulda zugebracht, denn das stille Leben war ihm das liebste. Aber es ging gerade umgekehrt. Sein Vater hatte doch Recht gehabt, als er ihn Sturm nannte. Stürmte er auch nicht, so stürmte es doch um ihn und sein stilles Haus an der Fulda konnte ihn nicht schützen. Er bekam bitterböse Feinde in Mainz; die plagten ihn schwer und wußten ihn endlich bei dem Frankenkönig so zu verläumden, daß der ihn eines Tages aus dem stillen Hause holen und in die Verbannung nach Frankreich schleppen ließ. Da mußte er zwei Jahre zubringen. Dann kam er wieder frei und kehrte nach Fulda zurück. Nicht lange darauf wurde Karl der Große König. Der hatte den Sturm sehr lieb, denn er wußte, es sei ein frommer und weiser Mann, und wo es in Deuschland was Schweres und Wichtiges zu thun gab, weil guter Rath theuer war, da mußte Sturm sein stilles Haus verlassen und auf die Reise gehen und die Sachen durchfechten. Das war besonders der Fall, als König Karl seine Kriege mit den Sachsen begann. Er wollte, daß die Sachsen sich taufen ließen und die Sachsen wollten das nicht. Da mußte Sturm wieder helfen. Karl zog das Schwert von Eisen und Sturm zog das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, darum hat man ihn auch den Apostel der Sachsen genannt. Das war aber ein schwerer Stand und Sturm mußte oft Leib und Leben bei seiner Predigt einsetzen, denn die Sachsen hiel-

ten Karl für ihren ärgsten Feind und haßten Sturm als seinen Missionar, wenn der auch noch so sanft, mild und lieblich predigte. Zuweilen, wenn Karl sie geschlagen hatte, waren sie willig, auf Sturms Evangelium zu hören, ließen sich auch taufen; aber kaum hatte Karl den Rücken gekehrt, so wurden sie wieder Heiden und die wenigen unter ihnen, welche es treu meinten, mußten fliehen, wenn sie ihr Leben retten wollten. Sie flohen gemeiniglich zu Sturm in das Hessenland. Aber eines Tages kamen auch die heidnischen Sachsen in hellen Haufen an; Karl war nicht in der Nähe; sie zogen bis an den Rhein durch und droheten, auf dem Rückwege würden sie nach Fulda kommen, das fromme Nest rein ausnehmen und die Vögelein, die darinnen wären, bei lebendigem Leibe braten. Nach seinem Leibe fragte Sturm nicht viel, wenn sie den auch gebraten hätten; aber der Leichnam des Bonifacius durfte nicht in der Barbaren Hände fallen. Er ließ ihn aus dem Grabe nehmen, in welchem er schon 24 Jahre geschlafen hatte und schickte ihn mit einigen Getreuen in das Baiernland; er selbst zog aus, um Hülfe für sein liebes Fulda zu holen. Die Sachsen wurden geschlagen und kamen nicht nach Fulda. Dafür zog aber Sturm mit Karl wieder in das Sachsenland, um zu predigen. Er war bereits vom Alter krumm und gebückt, wurde krank unterwegs und nach Fulda zurückgebracht. Obwohl ihm König Karl seinen Leibarzt Winter mitgab, so starb er doch bald darauf und ging nach allen Stürmen zur ewigen Ruhe ein, nach der er sich sein Lebtage gesehnt hatte.

---

24. Johannes 10, 16.

Lieben Kinder! Ihr kennt doch alle den Vers: „Ich bin ein kleines Kindelein und meine Kraft ist schwach,

ich möchte gerne selig sein und weiß nicht wie ich's mach." Und wer ihn noch nicht kennt, der lerne ihn doch. Wenn ein Kind den Vers von Herzen kennt, dann ist's ein Schäflein Jesu und dann geht es ihm gut. Denn so sind die Schafe; es sind schwache Thiere und sind dumme Thiere, sie können es nicht und wissen es nicht anzufangen, sich allein durch die Welt zu bringen, darum halten sie sich zu dem Hirten, daß der sie durchbringe. Man sieht wohl wilde Pferde und wilde Ochsen, wilde Ziegen und wilde Schweine, die sich ohne einen Hirten durch die Welt bringen; aber wilde Schafe, die ohne Hirten leben, die sollen noch jung werden. Und so sind Jesu Schäflein auch. Sie sind eine gewisse Sorte Menschen, die da wissen, daß sie so schwach und so dumm sind, daß sie ohne den Herrn Jesum nicht leben können. Es gibt noch genug andere Menschen, die wollen nichts vom himmlischen Hirten wissen; nun, die sind alles andere, meinetwegen Rosse und Maulthiere, Böcke und Säue und anderes wildes Vieh, aber Jesu Schäflein sind sie nicht.

Das wollte ich vorher sagen. Und nun seht einmal Joh. 10, 16 an. Da redet der Herr Jesus von seinen Schafen. Er sagt, er habe noch andere Schafe, die wären nicht aus diesem Stalle. Er muß also schon vorher von seinen Schafen geredet haben. Und das hat er auch gethan. Leset nur die Verse zuvor. Da spricht er von den Juden. Nicht von allen Juden. Unter den Juden waren bei Leibe nicht alle seine Schafe. Unter den Juden gab es viel wildes Vieh, Rosse und Mäuler, Wölfe und Bären, Hunde und Säue; die waren ja seine Schafe nicht. Es waren aber welche darunter, die hörten seine Stimme, wie ein Schaf auf die Stimme des Hirten hört. Das waren seine Schafe unter den Juden. Und wenn die auch wie verlorne Schafe waren, so war er doch gesandt zu den verlornen Schafen vom Hause Israel

und er sammelte sie in den Stall, daß sie vor dem höllischen Wolfe, vor dem Teufel, sicher waren. Und der Stall ist die Gemeinde, über die der Herr Jesus der Hirte ist.

Und nun sagt er, er habe noch andere Schafe außer diesen. Wer sind denn die? Das sind die Heiden. Das können keine andere sein als die Heiden. Denn außer den Juden gibt es keine andern Menschen weiter als die Heiden. Aber der Herr Jesus redet hier nicht von allen Heiden. Wie nicht alle Juden Jesu Schäflein sind, so sind auch nicht alle Heiden Jesu Schäflein. Unter den Heiden gibt es auch viel wilde Thiere, eben wieder Ochsen, Schweine, Wölfe und Bären, die nichts von dem Hirten wissen wollen. Von denen redet der Herr Jesus hier nicht. Er redet nur von den Heiden, die auf seine Stimme hören. Die kennt er, wenn wir sie auch nicht kennen. Der Herr Jesus weiß aber mehr als wir. Die kennt er von Ewigkeit — alle mit Namen, ganz genau nach der Zahl, es ist ihm nicht eines verborgen, was gewesen ist und was noch werden wird, alle hat er im Gesicht und kennt einen jeden, der zum ewigen Leben erkoren ist, wie verloren und verkommen er jetzt auch sein mag.

Aber er hat und kennt sie nicht bloß als seine Schäflein. Wenn du des Abends im Bette liegst und sagst dein Verslein her: „Ich bin ein kleines Kindelein und meine Kraft ist schwach," dann heißt es weiter: „Mein lieber Heiland, rath mir nun, wie fange ich's doch an, daß ich die Sünde von mir thun und selig werden kann." „Ja wohl, mein Kind," sagt dann der Herr Jesus, „das will ich auch thun — das muß ich thun; ich werde meine Schäflein nicht lassen!" Sieh doch nur in unseren Text. Da steht es ja geschrieben: „Dieselbigen muß ich herführen." Alle Schafe, die er unter den Heiden hat, die muß er herführen; er darf sie bei Leibe nicht lassen. Weißt du denn, warum er das muß? Ich will es dir

sagen. Es ging einmal ein kleines Mädchen in einen Wald, um Blumen zu suchen. Und wie es suchte, kam es immer tiefer und tiefer in den Wald und wußte zuletzt nicht, wie es sich wieder nach Hause finden sollte, denn der Wald war sehr groß. Und wie es nicht zum Vesperbrod nach Hause kam, wurde seine Mutter sehr bang und schickte einen Knecht aus, das Kind zu suchen. Und der Knecht kam wieder, aber das Kind brachte er nicht mit. Da schickte die Mutter den Vater aus, er sollte das Kind suchen. Und der Vater kam wieder, aber das Kind hatte er nicht gefunden. Und es war stockfinster geworden, der Regen goß nur so vom Himmel herunter und der Wind brauste. Da lief die Mutter hinaus, ihr Kind zu suchen. Und die Nachbarn hielten sie auf und wollten nicht, daß sie in die finstere Nacht hinausliefe, sie würde Arme und Beine zerbrechen, ja könnte ein Kind des Todes sein. Aber die Mutter riß sich los und rief: „laßt mich! ich muß mein Kind wieder haben.“ Und dahin lief sie; es konnte sie keiner halten. So sagt der Herr Jesus auch: „Ich muß meine Schäflein aus den Heiden herführen.“ Es bricht und brennt ihm das Herz über der Heidenmission. — Und wie die Mutter in die finstere Nacht in den dunkeln Wald lief, da begegneten ihr Leute, garstige Leute. „Habt ihr mein Kind nicht gesehen?“ — „Was geht uns dein Kind an!“ sagten die Lumpen und gingen ihrer Wege. Und als die Mutter noch ein wenig gelaufen war, begegnete ihr ein kleines Mädchen, aber ihres nicht. „Hast du mein Kind nicht gesehen?“ — „Nein, aber ich will mit dir gehen und es dir suchen helfen.“ Gelt, das war ein liebes Kind? — Und wie soll man die Menschen nennen, die das Wort hier Joh. 10, 16 lesen, daß der Herr Jesus muß seine Schafe aus den Heiden herführen und die dazu lachen und schelten können, wenn man sie auffordert, ein wenig zu helfen, daß der Herr Jesus seine Schafe aus den Heiden

herbei führen könne, oder die gefühllos wie ein Stein bleiben, wenn man ihnen von der Heidenmission etwas sagt? Ich will solche Menschen nicht nennen; aber das weiß ich, der Herr Jesus weint über sie. Doch darum läßt er das Suchen nicht. Daß sich nur solche Menschen nicht einbilden, darum müßte die Heidenmission still stehen, weil sie eine Faust in der Tasche dagegen machen. Der Herr Jesus läuft weiter. Und da findet er zwei kleine Mädchen und einen kleinen Jungen stehen. „Ihr Kleinen, wollt ihr mir nicht einen Pfennig für meine Schafe unter den Heiden geben? ich muß sie herführen und brauche dazu Leute, die sie treiben.“ — „Ja, ja, liebster Herr Jesu, das wollen wir wohl thun, zwei für einen und wenn wir einmal groß sind und du kannst uns gebrauchen, dann wollen wir selber mit dir gehen und dir suchen helfen.“ Gelt, das sollen doch fromme Schäflein Jesu sein? Da wischt der liebe Herr sich die Thränen ab, die er um die andern geweint hat und sucht mit ihnen, bis er findet. —

Ja, findet er denn? kommt denn wirklich etwas heraus bei der Heidenmission? werden denn die Heiden Schäflein Christi? sie sind doch so roh und wüst und sehen so gar nicht darnach aus, daß sie Schafe Christi werden könnten? — Darauf könnte man viel antworten. Heute sage ich nur, was der Hirt selber sagt. Da stehen seine Worte: „Sie werden meine Stimme hören.“ Er sagt nicht: Alle Heiden werden meine Stimme hören und sich zu mir bekehren; sondern: sie, das heißt die Schafe unter den Heiden, die werden es thun. Und was er sagt, das steht fest und geschieht. Daran braucht ihr keinen Zweifel zu tragen. Alle, die als Jesu Schäflein von Ewigkeit versehen sind, die werden es auch durch die Mission, nicht eins darf fehlen; und alle, die von Ewigkeit nicht als solche versehen sind, die werden es nicht und wenn wir 1000 Legionen Engel als Evangelisten zu ihnen

schicken. Doch kennt der Herr allein die Seinen; wir kennen sie nicht und reden jeden Heiden ernstlich darauf an, ob er nicht wollte ein Schäflein Jesu werden; dann hören die Seinen seine Stimme und bekehren sich zu ihm und dagegen soll kein Teufel etwas ausrichten können.

Es soll ja doch aber ein Hirt und eine Heerde werden; soll denn da nicht einmal die Zeit kommen, wo keine wilden Ochsen und wilden Pferde und Böcke und Schweine mehr sein werden, sondern alles lauter Schäflein Christi? — Wenn euch das einmal einer sagt, Kinder, so fragt ihn nur gleich, von welcher Zeit er rede. Redet er von der Ewigkeit, dann sagt ja. Redet er von der Zeit, dann sagt von ganzem Herzen nein. Die Zeit kommt nie, wo auf Erden alle Menschen Schäflein Jesu sein werden, und wenn man bis an den jüngsten Tag warten wollte, so kommt die Zeit doch nicht. Bis dahin wird es unter Juden und Heiden immer so sein: „Viele sind zwar berufen, aber wenige sind auserwählet," ja, je näher es an den jüngsten Tag kommt, desto kleiner wird das Häuflein der Schafe Jesu werden. Aber wenn der jüngste, das heißt der letzte Tag kommt, die Zeit ein Ende hat und die Ewigkeit hereinbricht, dann wird diese alte Erde in Feuer verbrennen und eine neue Erde wird werden und auf der neuen Erde werden alle, die je als Schäflein Christi in der Zeit gesammelt sind, eine einzige Heerde bilden, über welche Jesus der Hirt sein wird und von Böcken wird man nichts mehr sehen, die liegen für alle Ewigkeit im Tode. Von dieser einen Heerde in der Ewigkeit redet aber der Herr Jesus hier nicht. Er redet von der einen Heerde in der Zeit, die jetzt schon ist. Jetzt, heute gibt es schon die eine Heerde unter einem Hirten. Oder habt ihr den dritten Artikel des apostolischen Glaubens nicht gelernt? Wie lautet der? — „Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche u. s. w." — Da hört ihr: eine Kirche, das Wort „eine" müßt

ihr unterstreichen. Das heißt nicht: eine Kirche, es kann aber noch eine andere geben, etwa eine aus Juden, eine andere aus Heiden. Mit nichten. Sondern, in der Kirche gilt nicht mehr Jude oder Heide, sondern allzumal Einer in Christo, eine Heerde unter einem Hirten. Das will der Herr Jesus hier sagen. Und diese eine Heerde ist jetzt schon, zu der einen Heerde gehören wir alle heute schon, so wir Schäflein Jesu sind, die er herbei geführt hat und die auf seine Stimme hören. Diese eine Heerde ist jetzt schon da, nur sind noch nicht alle beisammen, die dazu gehören. Und die Mission sammelt aus der Völker Zahl alle, die von Ewigkeit zu dieser einen Heerde gehören. Das ist der Wille des großen Hirten Jesus. Hier Joh. 10, 16 steht dieser Wille mit hellen klaren Worten geschrieben und wer sein Schäflein ist, der höret seine Stimme und hilft, daß sein Wille erfüllt werde, und alle Kinder, welche beten: „Ich bin ein kleines Kindelein," die sollen an der Mission mithelfen und auf des Hirten Stimme hören, sonst lügen sie dem Herrn Jesus alle Abend etwas vor. Damit gehabt euch wohl, ihr Kinder, und hört, was ich euch gesagt habe.

---

25. Wie der Grundstein zum Kinderhause gelegt wird.

Kinder, habt ihr schon einmal den Titel des kleinen Missionsfreundes recht angesehen? Da steht unten: „Zum Besten des Erziehungshauses der Kinder der Missionare der rheinischen Missionsgesellschaft." Das soll heißen: Von dem Gelde, was ihr für den kleinen Missionsfreund bezahlt, will ich erst den Mann bezahlen, der das Blättchen gedruckt hat, denn der kann das nicht umsonst thun, und wenn ich dann noch etwas über habe, so sollen davon die Kinder unserer Missionare gespeist und gekleidet wer-

den, welche aus der Heidenwelt zu uns gekommen sind und bei uns hier in einem Hause leben, damit sie erzogen werden, denn ihre Eltern können sie draußen nicht in solche Schulen schicken, wie hier zu Lande die Eltern thun, denn solche Schulen gibt es draußen nicht und der Umgang mit den Heidenkindern ist so schlimm, daß man machen muß, sie so bald als möglich aus demselben herauszubringen. Das thut nun freilich den Eltern weh, wenn sie ihre Kinder so weit weg zu uns hergeben müssen, das könnt ihr euch wohl denken, aber was thut euer Vater oder eure Mutter nicht, wenn ihr nur selig werdet? Und so denken die Missionare auch und freuen sich, daß ihr ihre Kinder mit speisen und kleiden wollt, denn das heißt auch an der Mission helfen und auf des Hirten Stimme hören.

Wo ist denn aber nun das Kinderhaus? — Ja, das hätte ich euch schon längst einmal abbilden lassen, wenn es nur schon da wäre. Das wird jetzt erst gebaut. Heute will ich euch beschreiben, wie wir vor 14 Tagen den Grundstein zu dem Hause gelegt haben.

Am 11. Juni Nachmittags um 2 Uhr versammelten sich im Missionshause mehrere Freunde der Mission. Als sie alle beisammen waren, stellten sie sich in einem Zuge auf, der von dem Missionshause nach dem Platze ging, wo das Kinderhaus gebaut werden soll und bereits der Grund ausgegraben ist. Vorauf in dem Zuge gingen die Herren, welche den Bau des Hauses zu leiten haben. Ihnen folgten vier Knaben. Der größte war Hugo Hahn. Der trug auf einem Teller ein blechernes Kästchen, welches mit einem Kranze von Eichenlaub umgeben war. Der zweite war Christian Wallmann, der trug auf einem Teller einen Hammer mit weißen und schwarzen Bändern geschmückt und mit einem Kranze darum. Der dritte war Traugott Hahn. Der trug auf einem Teller eine Maurerkelle mit Bändern und Kranz geschmückt. Und der vierte war Johannes Külpmann. Der trug ein neues Testament in

einem frischen grünen Kranze auf seinem Teller. Hinter den Jungen ging der Missionar Hugo Hahn mit seiner Frau. Dann führten zwei Pastoren den Vorsteher unserer rheinischen Missionsgesellschaft, welchen andere Mitglieder des Vorstandes, so wie etliche Vorsteher der Elberfelder und der Barmer Missionsgesellschaft folgten. Hierauf kamen die Zöglinge des Missionshauses, welche einmal Missionare werden wollen, und den Beschluß machten ein Paar gute Freunde von euch — der eine, der euch den kleinen Missionsfreund schreibt und der andere, der ihn euch in's Haus schickt, und ihre Frauen waren auch dabei.

Nun wollen wir den Zug einmal gehen lassen. Er hat es zwar nicht sehr weit, bis er an Ort und Stelle kommt, aber wir können uns unter der Zeit doch etwas erzählen. Ihr möchtet gewiß etwas von den 4 Jungen wissen und was die mit dem Kästchen und dem Hammer und der Kelle und dem neuen Testament anfangen wollen. Nun, das will ich euch alles sagen. Das neue Testament, welches Johannes trägt, soll der Meistergesell haben, welcher den Bau des Hauses leitet, damit er fleißig darin lese und in der Furcht des Herrn bauen könne, denn es ist ein altes Sprichwort: „So wie man liest in der Bibel, so steht am Hause der Giebel.“ Das gilt nicht bloß von denen, die im Hause unter dem Giebel wohnen, sondern auch von den Bauleuten, die den Giebel am Hause aufrichten. Die Kelle und den Hammer, welche Traugott und Christian trugen, sollen auch die Bauleute haben. Damit sollen sie den Eckstein einmauren, der jetzt gelegt werden soll. Die schwarzen und weißen Bänder daran — das sind die Preußenfarben. Und die haben auch was zu bedeuten. So ein Haus, wie wir jetzt bauen wollen, hat man in allen deutschen Landen noch nie gebaut — in Sachsen nicht, in Baiern nicht, in Schwaben nicht, in Hannover nicht und wie die deutschen Lande weiter heißen, noch nirgend ist ein Kinderhaus für die Heidenmissionare

gebaut worden. Im Preußenlande thut man's zu allererst; so müssen auch an Kelle und Hammer schwarzweiße Bänder wehen. Und das Kästchen, was der Hugo trägt — was meint ihr wohl, was in demselben liegen mag und wozu das soll? Nun, wir sind eben mit dem Zuge auf den Bauplatz gekommen. Jetzt kann ich euch den Eckstein zeigen. Da seht ihr doch in dem Ecksteine ein Loch; das hat heute Morgen der Meistergesell hineingemeißelt. Es ist grade so groß, daß das Kästchen hinein kann. Und das soll auch hinein. Das soll so lange darin liegen bleiben, so lange das Haus steht, Gott gebe bis an den jüngsten Tag. Und wenn dann der jüngste Tag kommt und alles in Feuer verbrennet und das Kinderhaus mit, dann verbrennet auch das Kästchen mit und dann ist es ganz unnöthig gewesen, daß wir es in den Eckstein gelegt haben, denn dann „wird man ablesen bald ein Buch, darin geschrieben, was alle Menschen jung und alt auf Erden han getrieben", also auch wie, wann und von wem dieses Kinderhaus gebaut worden ist. Sollte aber dieses Haus vor dem jüngsten Tage einmal abbrennen oder abgebrochen werden, etwa nach 100 oder 200 Jahren oder länger — ich weiß aber eben nicht, ob es noch so lange hin ist mit dem jüngsten Tage — dann werden die Leute, die den Schutt aufräumen, sprechen und sagen: Wer hat das Haus gebaut? Und da finden sie dann den Eckstein und das Kästchen darin und das machen sie auf und sehen obenauf ein Papier, darin steht geschrieben, wie das zugegangen ist, als man dies Haus baute, wie die Missionare so gern ihre Kinder nach Deutschland geschickt haben, um sie dort erziehen zu lassen, und wer den Grund und Boden zu dem Hause geschenkt hat und wer das Geld für den Hausbau bezahlte und wie der kleine Missionsfreund angefangen ist, und wie ihr ihn gelesen und eure sechs Silbergroschen dafür bezahlt habt, um das Haus mit zu erhalten u. s. w. Und unter diesem Papier

liegen Missionsblätter, daraus sie sehen können, wie es heut zu Tage mit unserer Mission stand. Auch ein Paar Zeitungsblätter liegen da, daraus sie sehen können, wie der Franzose und Engländer dem Türken halfen gegen den Russen, und Sebastopol bombardirten und konnten es doch nicht kriegen. Auch einen preußischen Silbergroschen und einen Kupferdreier und etliche Pfennige Preußisch, alles ganz blank, werden sie da finden, daraus sie sehen können, wofür heute sich die Jungen ihre Brödchen und Kirschen kauften. Und endlich finden sie noch, was die vier Jungen geschrieben haben. Die haben mit eigener Hand, jeder auf seinem Blättchen, beschrieben, was sie erlebt haben. Sie sind zwar noch nicht alt, aber drei von ihnen haben gewiß schon mehr erlebt und gesehen und gehört, als ihr alle zusammen. Christian hat geschrieben, wie ihn, 20 Wochen alt, sein Vater, als in Berlin die Revolution war, vom Harz in das Barmer Missionshaus mitgebracht hat u. s. w.; Hugo hat geschrieben, daß er in Rehoboth im Groß=Namaqualande in Südafrika geboren sei und Traugott in Komaggas im Klein=Namaqualande daselbst und Johannes in Saron im Caplande und wie sie über das weite Meer mit ihren Eltern hergekommen seien, und wie sie nun hier in die Schule gingen und wie es in Afrika an den Orten, wo sie geboren seien, keine Schulen gäbe, die sie hätten besuchen können u. s. w. Da werden nach 200 Jahren die Leute, die das finden, den Kopf schütteln und gar nicht wissen, was sie sagen sollen. „Ist das die große Handelsstadt Rehoboth“, werden sie sagen, „wo der Junge geboren ist und nicht in die Schule gehen konnte, wohin jetzt so viele Leute in die warmen Bäder reisen?“ — „Ist das die berühmte Bergstadt Komaggas, woher wir jetzt all unser Kupfer kriegen? und ist das die große Fabrikstadt Saron am Bergflusse, wo jetzt die großen Seidenmanufacturen sind? wie haben da die Jungen nicht in die

Schule gehen können?“ So werden die Leute nach 200 Jahren sagen. Aber sie müssen es glauben. Die drei Jungen haben es geschrieben, was sollten die lügen? Dann werden die Leute, wenn die Bosheit zu ihren Zeiten nicht gar zu sehr überhand genommen hat, unsere Mission segnen, die den Grund zu Rehoboth und Komaggas und Saron legte, als die Orte noch Wildnisse waren und von heidnischer Finsterniß bedeckt wurden.

Nun sind wir längst mit dem Zuge auf dem Bauplatze angekommen, die vier Knaben haben sich dicht bei dem großen Ecksteine aufgestellt, der aber noch daniederliegt und rund umher die Großen; die Bauleute stehen auch da und feiern. Andere Leute aus Barmen haben sich noch eingefunden, Große und Kleine. Nun läßt der eine Pastor die drei ersten Verse aus dem Liede singen: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich“. Der schöne dritte Vers lautet:

Der Grund, da ich mich gründe,
Ist Christus und sein Blut:
Das machet, daß ich finde
Das ew'ge, wahre Gut.
An mir und meinem Leben
Ist nichts auf dieser Erd;
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe werth.

Und dann hielt er eine kleine Predigt über die Worte Psalm 118, 22. „der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden; das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen.“ Ihr könnt es euch ungefähr schon denken, was der liebe Mann sagte. Man konnte eben gar nichts anderes sagen. Er sagte, der Stein wäre der Herr Jesus; der wäre nach der wunderbaren Barmherzigkeit Gottes uns allen zum Eckstein aufgerichtet, daß wir darauf erbaut würden in Ewigkeit; und er, der Herr Jesus, der werde auch für dieses Haus der Eckstein werden, darauf werde es wohl

stehen sammt allen, die darin ein- und ausgehen würden, insonderheit die Kinder, für die es gebaut werde. Er sagte das natürlich mit viel mehrern und schönern Worten, als ich das hier schreiben kann, und als er Amen gesagt hatte, griffen die Bauleute den Eckstein an, der ein Bild und Gleichniß des Herrn Jesus für dieses Haus sein sollte, verwarfen ihn nicht, sondern richteten ihn wohl auf und machten ihn mit der Kelle und dem Hammer fest. Und als er nun da stand, reichte der Meister dem Vorsteher unserer Gesellschaft den Hammer hin. Der nahm den Hammer, trat zu dem Eckstein, der aufgerichtet war und sagte, daß es alle hören konnten: „Einen andern Grund kann Niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. Möge in diesem Hause auf diesem Grunde nichts anders gebaut werden als Gold, Silber und Edelsteine und nimmermehr Holz, Heu oder Stoppeln! Im Namen des dreieinigen Gottes!" und damit that er drei Hammerschläge auf den Stein. Dann gab er den Hammer an Johannes Külpmann, der nahm ihn und sprach: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen" und damit schlug er dreimal mit dem Hammer auf den Stein, daß es schallte. Dann gab er den Hammer an Traugott Hahn; der nahm ihn und sprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes" und schlug dreimal auf den Stein. Dann gab er den Hammer weiter an Christian, der nahm ihn auch und sprach: „Einen andern Grund kann Niemand legen außer dem, der gelegt ist, Christus", und schlug auch dreimal auf den Stein und gab den Hammer an Hugo Hahn. Der nahm ihn und sprach: „Der feste Grund Gottes besteht und hat dies Siegel: Der Herr kennet die Seinen, und: es trete ab von der Ungerechtigkeit, welcher den Namen Christi nennt" und schlug auch dreimal auf den Stein. Da stimmten alle das Lied an:

Wann grünt dein ganzer Erdenkreis,
Wann geben dir die Völker Preis
Und werden unterthänig?
Wann wirst du groß in uns und allen,
Daß, die du schufst, zu Fuß dir fallen
Und schrein: der Herr ist König!
Gieße süße
Geisteskräfte, Lebenssäfte in uns Schwache,
Bis du alles neu wirst machen.

Und während das gesungen wurde, gingen noch manche hin und schlugen mit dem Hammer dreimal auf den Stein, ganz zuletzt auch der Meister und sein erster Gesell, dann war es genug. Und wie der Gesell seinen Hammerschlag gethan hatte, nahm einer von den Herrn, die den Bau führten, das neue Testament, reichte es dem Meistergesellen hin und wünschte, daß er es zur Ehre Gottes und zum Segen füt den Bau gebrauchen möchte, sagte ihm sonst noch manch gutes Wort und schenkte ihm und seinen Mitgesellen und Arbeitern eine Gabe, damit sie sich an dem Tage in allen Ehren freuen und fröhlich sein könnten. Der Gesell bedankte sich schön und dann hob der andere Pastor seine Stimme auf und danksagte mit vielen Worten dem Herrn für alle seine Treue und Gnade, die er bis hieher an diesem Werke bewiesen habe und bat um weitern Segen für dasselbe und daß er allen Schaden von der Arbeit und den Arbeitern in Gnaden abwenden wolle, bat für die Missionare draußen und für ihre Kinder insonderheit und für die ganze Mission, segnete dann und alle sangen: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen.“ Dann legten sie das Kästchen in den Stein; da liege es also, Gott gebe, bis an den jüngsten Tag.

26. Die Hütekinder auf Rehoboth.

Von Rehoboth, wo Hugo Hahn geboren ist, wie ihr vorhin gehört habt, erzählt mir einer unserer Missionare so eben folgende Geschichte: Er hatte etliche Milchziegen, und da die bösen Buben kamen und melkten sich die Milch der Ziegen in den Mund hinein, welches sie „das Vieh austrinken" nennen, so stellte der Missionar ein kleines Mädchen und einen kleinen Jungen als Hütekinder zu den Ziegen auf die Weide, damit sich die Diebe fürchten möchten. Da kamen eines Tages ein Paar böse Jungen und wollten wieder die Ziegen austrinken. Die Hütekinder schrien und wehrten. Da nahmen die Buben Steine und warfen dem kleinen Mädchen in's Gesicht, daß es niedertaumelte und wie todt da lag. Dann binden sie ihm einen Riemen um den Hals und schleppen es zwischen einen Haufen Steine, wo es verborgen liegen bleiben sollte. Der Knabe war unterdessen weggelaufen; sie setzen ihm aber nach, werfen ihm spitze Steine in den Kopf (einer war einen Zoll tief eingedrungen) und lassen ihn todt am Wege liegen. Dann trinken sie die Ziegen aus und gehen davon. Man fand den Knaben todt am Wege und brachte ihn zum Missionar nach Rehoboth. Der Knabe kam wieder zur Besinnung und erzählte nun, was dem Mädchen geschehen sei und wo es liege. Es war zwar schon Nacht, aber der Missionar machte sich auf, das Kind zu suchen. Er fand es jedoch nicht; nur sein Fellkleidchen lag da und der Riemen, mit welchem es am Halse gebunden gewesen war. Kaum war er wieder zu Hause angekommen, so schleppte sich auch das kleine Mädchen herbei. Es hatte tiefe Bißwunden am Halse und blutete sehr. Wie es nämlich so betrübt zwischen den Steinen gelegen hatte, war eine Hyäne gekommen und hatte es am Halse gepackt, um es zu verzehren. Von dem Bisse war das Kind aufgewacht und wie es die Hyäne über sich sah, schrie es aus Leibes-

kräften so laut, daß die Hyäne darüber erschrak und weglief. Da hatte es denn auch seine letzten Kräfte aufgerafft und war durch die finstere Nacht nach Rehoboth hineingelaufen. Was geschah denn nun den Mördern? Von dem einen weiß ich nichts; der andere aber war ein angenommenes Kind eines der Obersten von Rehoboth. Der band seinen Jungen, wie er die Bosheit hörte und sagte, wenn das Mädchen stürbe, so solle der Junge auch sterben; mit eigener Hand wolle er ihn todtschlagen. Das Mädchen wurde aber wieder gesund und der Bube bekam 82 Schläge zum Lohn.

---

27. Matthäus 24, 14.

Lieben Kinder! Daß das Evangelium allen Völkern gepredigt werden solle, das hat der Herr Jesus befohlen Matth. 28, 19. Wird denn aber sein Befehl auch ausgerichtet werden? Es sind ja so viele, die wollen davon gar nichts wissen und wollen den Befehl des lieben Herrn zu Schanden machen. Werden denn die am letzten Ende nicht doch ihren Willen kriegen und wird die Mission zuletzt nicht doch in der Bosheit der Welt stecken bleiben, wie ein Wagen im Dreck? Ich sage: Nein! und abermal: Nein! Und das sage ich, weil Matth. 24, 14 geschrieben steht.

Seht euch die Worte an, Kinder. Da hat der Herr Jesus eine Prophezeihung ausgesprochen. Er sagt klar und deutlich, das Evangelium vom Reiche werde gepredigt werden in der ganzen Welt. Das Evangelium vom Reiche — das ist die Predigt: „Thut Buße und glaubet, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." Das Himmelreich — das ist unser Herr Jesus selber; der ist König und Reich, alles in einem. Und das predigen die Missionare. Und diese Predigt wird gehen in der ganzen Welt. Nicht bloß in Deutschland, oder in Rußland, oder

in Asien, oder in Afrika — nein, in der ganzen Welt; kein Land und kein Volk soll sein, zu welchem diese Predigt nicht käme. Sie sollen sie alle haben, Trotz geboten den Feinden der Mission! Der Mund der ewigen Wahrheit hat's gesagt, so muß es dabei bleiben. Der lügt nicht.

Versteht aber recht. Er sagt nicht: die ganze Welt solle sich bekehren und die Predigt annehmen. Er hätte es wohl gern, wenn's so wäre, denn er will, daß alle selig werden. Aber er hat's von Ewigkeit gesehen, daß nicht alle wollen, wie er will; er weiß es so gut, wie ich und du, daß es viele Menschen gibt, die der Teufel so dumm gemacht hat, daß sie lieber ewiglich in der Hölle brennen, als im Paradiese selig sein wollen. Und darum sagt er auch nur: „zum Zeugniß über alle Völker" werde das Evangelium gepredigt werden. Mehr hat er nicht gesagt. Wenn nämlich der jüngste Tag kommt und der Herr sich auf den Richtstuhl über alle Welt setzt, da werden die Völker allzumal vor seinem Angesicht erscheinen. Und da wird er fragen, wer Buße gethan und an ihn geglaubt habe. Und findet er da ein Volk, oder einen Mann, oder eine Frau, oder einen kleinen Jungen, der das nicht gethan hat, dann müssen die in die ewige Qual wandern. Da werden sie heulen und sagen: „Du ungerechter Mann! Hätten wir gewußt, daß du heute danach fragen würdest, so hätten wir Buße gethan und an dich geglaubt." — „Was?" wird er da sagen, „ihr nennt mich einen ungerechten Mann? Komm einmal her, Paulus, mein Knecht! hast du nicht den Griechen gepredigt, daß sie sollten Buße thun und an mich glauben?" — „Ja wohl, Herr," wird Paulus sagen, „das habe ich gepredigt in Philippi und in Tessalonich und in Athen und in Corinth; und Timotheus hat's auch gepredigt und Titus hat's auch geprediget." — Und so wird er alle seine Missionare aufrufen, die je ausgegangen sind bis an den jüngsten Tag und sie werden seine Zeugen sein gegen

alle Menschen, die sich darüber beschweren, daß sie ungerechterweise in die Hölle wandern müßten. Das heißt „zum Zeugniß über alle Völker."

Seht, darum wartet eben noch der jüngste Tag. Er wäre schon längst gekommen, wenn es mit der Mission rascher vorwärts gegangen wäre. Aber im Nu ist er da, wenn das letzte Volk auf Erden die Predigt des Evangeliums gehört hat. Denn da stehen des Herrn Worte: „Und dann wird das Ende kommen." Keine Stunde früher und keine Stunde später. Wenn ich so sehe, wie so viele Leute die Mission aufhalten und ganz vom Erdboden vertilgen möchten, so denke ich wohl in meinem Sinn, daß die alle zusammen keine Freunde des jüngsten Tages sind. Hätten sie ihn lieb, dann würden sie auch an der Mission mit arbeiten. Es müssen wohl Leute sein, die von dem Tage nichts Gutes zu erwarten haben, und ich weiß auch warum. Es wird ihnen aber all nichts helfen. Der jüngste Tag kommt doch, sie mögen es wollen oder nicht; er kann morgen kommen, ja über Nacht, ja er wird kommen wie ein Fallstrick, wie wenn die Maus eben am Speck frißt und läßt sich's gut schmecken, schnapp! schlägt die Falle zu und die Maus ist todt, also ist's auch mit dem jüngsten Tage. Wenn die Bosheit überhand nimmt und die Menschen sagen: „Der jüngste Tag kommt noch lange nicht und ob er je kommt, denn 600 Millionen Menschen haben noch nicht das Evangelium vom Reiche gehört; laßt uns den Groschen nehmen, den der Pastor haben will und ein Seidel Bier dafür kaufen und uns gütlich thun, auf daß der fatale Tag nicht kommt" — dann knackt's auf der Uhr und die letzte Stunde schlägt bald. Dann frägt der Herr Jesus viel nach ihrem Biergelde, wenn er seine Sache eilends ausrichten will! Was da Geld! Dann macht er sich seine Boten ohne Geld, tausend für einen; die laufen die Welt durch auf Flügeln des Windes, und wenn sie am Ende sind — dann bleibt's

dabei, dann wird das Ende kommen. Und die dann mit Freuden ihre Häupter aufheben, weil sich der Tag ihrer Erlösung nahet, die sind alle Missionsfreunde gewesen, Große wie Kleine. Wer aber die Mission gehaßt hat, der läßt dann den Kopf hängen wie ein Schilf, bis in die unterste Hölle hinein. —

---

28. Der dajackische Zauberzettel.

Da liegt vor mir ein Bild, wenn ihr das sähet, Kinder, da würde mancher von euch denken: So kann ich auch noch malen und noch viel besser. Nun, das ist wahr, das Bild sieht schlecht aus; aber darum ist es doch ein kostbares Bild. Das hat der Oberpriester der Dajacken in Pulopetak auf der Insel Borneo gemacht. Der macht viel solche Bilder und läßt sich jedes mit schwerem Gelde bezahlen, denn in dem Bilde steckt sein größtes Geheimniß und seine ganze Weisheit. Ich will euch auch sagen, welche. Seht, unter den Heiden in aller Welt ist viel Streit und Zank, Mord und Todtschlag, weil die Gottlosen keinen Frieden haben. So ist es auch auf Borneo; die Dajacken dort liegen immer in Streit und Feindschaft. Wenn nun einer einen Feind hat, vor dessen Gift oder dessen Lanze oder dessen Blasrohr mit vergifteten Pfeilen er sich fürchtet und möchte gern, daß derselbe nicht mehr sein Feind sei, sondern sein Freund würde, so geht er zu dem alten Pagandja, eben dem Priester, hin und spricht den um Hülfe an. Dann malt der Alte so einen Zettel, wie er hier abgemalt vor mir liegt, bezaubert ihn, läßt sich ein gut Stück Geld dafür zahlen und gibt ihn seinem Kunden mit der Anweisung, sobald er seinen Feind antreffen könne, solle er das Papier zusammenfalten und dem Feinde unvermerkt an den Kopf werfen; auf der Stelle würde der aus einem grimmigen Feinde sein allerbester Freund werden.

Das glaubt der Dajack und geht seiner Wege. Ob es etwas hilft, das weiß ich nicht: aber ich glaube es. Das ist eine Zauberei und der Teufel dabei im Spiel; über solche Dinge muß man nicht lachen; das ist ein fürchterlicher Ernst. Und hälfe es nicht, so würden die Dajacken so dumm nicht sein und ihr Geld für nichts und wieder nichts wegwerfen. Nun will ich auch euch die große Weisheit dieses Zettels erklären. Einer unserer Missionare hat es einmal dem alten Pagandja mit genauer Noth abgefragt.

Oben rechts und links ist der Mond und die Sonne. In der Mitte zwischen beiden kriecht ein Beest, das grade so aussieht, wie man sonst die Drachen malte. Das ist auch ein Drache; ihr könnt von ihm lesen Offenbarung 12, 9, das ist der Teufel. Der Priester nennt ihn aber Penjuka d. h. Friedensstifter; in dessen Namen, d. h. in des Teufels Namen hat der alte Schelm den Zettel gemacht, der Friede stiften soll. Und es kann doch nur einer Frieden stiften und das ist der Herr Jesus; aber der Teufel ist immer sein Affe und betrügt und belügt alle Heiden, als ob er ihr Heiland wäre. Dann ganz unten im Bilde sieht man eine große Schlange. Das ist die Naga pusai. Von der erzählt euch der alte Priester: im Anfang sei nichts als Wasser gewesen; da habe Gott mitten in dem großen Wasser die Schlange geschaffen, welche einen ungeheuren Kopf, aber nur einen kleinen Rumpf gehabt habe; der Kopf sei so groß gewesen, wie eine große Insel; wenn nun der Wind blies, so wankte der Kopf immer hin und her; das verdroß die Schlange und sie weinte sehr; als das Gott sah, schickte er seinen Diener hin auf die großen Wasser und ließ fragen, warum Naga weine; und Naga sagte es an, daß ihr der Kopf sehr wehe thät; da stieg Gott herab und machte ihr einen großen, großen Leib; nun konnte sie den Kopf hübsch steif halten und weinte einstweilen nicht mehr; als aber die Sonne ihr

auf den Leib sehr heiß schien, da weinte sie wieder. „Warum weinest du denn, Naga?" fragte Gottes Diener. „Ei, warum sollte ich nicht weinen? Die Sonne verbrennt mir das Fell." — Da stieg Gott wieder hernieder und bedeckte die Schlange mit Erde, daß sie die Sonne nicht so steche und so ist die Erde erschaffen und alles, was darauf ist. So und noch viel anderes dummes Zeug erzählt der alte Priester und das glaubt er, als ob er es aus der Bibel gelesen hätte. Nun also, die Schlange soll die Erde vorstellen. Und auf der Erde grade in der Mitte steht der Parakasi, eine wunderliche Figur, die einen männlichen und einen weiblichen Erdgeist vorstellen soll; das ist der Geber aller guten Dinge, welche Parakasi den Menschen schenkt, wenn sie dem Penjuka dienen. Es steht auch gleich rechts auf dem Schwanze der Schlange so ein armes Menschenkind, das seine Hülfe vom Parakasi mit sehnsüchtigen Blicken erwartet. Wer sind denn aber die beiden, welche auf dem Nacken der Schlange stehen? Nun, das ist der Prophet Mohamed mit seiner Frau. Wie kommt denn der dahin? Sind denn die Dajacken Muselmänner? — Das sind sie nun wohl grade nicht. Aber die Muselmänner sind auf ihre Insel gekommen; davon werde ich euch ein anderes Mal etwas erzählen. Und diese Schelme haben solche Zauberei den armen Heiden von Borneo gelehrt und die denken dann Wunder was für weise Leute sie sind, wenn sie das gelernt haben.

Ist das nicht ein Jammer, Kinder? Solch ein erbärmliches Evangelium, wie dieser Zettel da? Laßt uns doch machen, daß die armen Dajacken etwas besseres kriegen und laßt uns danken, daß schon viele hundert Kinder in Pulopetak sind, welche den alten Priester mit seinem Zauberzettel auslachen, weil sie in unsern Schulen was anderes gelernt haben!

29. Ein Brief aus China.

Hongkong, den 2. Mai 1855.

Meine lieben Kinder!

Es ist mir mitgetheilt worden, daß für euch ein besonderes Missionsblatt gedruckt wird, da will ich denn manchmal einen Brief für dasselbe senden an Euch. Früher hab' ich ja schon mehreremal an Euch geschrieben. Wenn sich Einer oder der Andere an mich noch erinnert, so sollte es mir lieb sein.

Diesmal will ich Euch etwas von einem Mädchen erzählen, das mit noch vier andern von meiner Frau unterrichtet wird. Sie heißt Apin und ist die Pflegetochter eines unsrer Getauften aus Fukwing. Ihre Mutter ist eine arme Heidin, die mehrere Meilen entfernt wohnt. Das Mädchen hat ein angenehmes Gesichtchen, ist 13 Jahr alt und versteht gar gut zu häkeln und hat damit schon manchen Thaler verdient. Seit drei Jahren hatten wir auch einen Gehülfen, der hieß Leong. Wir benutzten ihn zum Bücherschreiben, als Sprachlehrer und wozu er sonst zu gebrauchen war. Der hatte aber kein angenehmes Gesicht, sah beständig düster und sauer. Er war oft kränklich und wir dachten, das mache ihn so in sich gekehrt. Aber das hatte einen andern Grund. Er wollte gern die Apin haben, und zwar, wie man uns später sagte, als zweite Frau. Einsmals geht er nach Hause. Sein Dorf und das Dorf, wo die Mutter der Apin wohnt, liegen nicht weit von einander. Da geht er denn hin und will der Mutter die Apin für 26 Dollar abschachern und gibt ihr einen Kaufbrief und 2 Dollar als Handgeld. Als er wieder nach Saiheong kam, meldete er mir, daß die Mutter die Apin an einen Heiden verkaufen wolle und daß es dann doch besser sei, daß er sie kaufe, damit sie christlich erzogen würde (NB. damals war Apin bei Frau Lobscheid). Ich konnte dagegen nicht viel einwenden und wollte nicht

daß ein christlich erzogenes Kind an Heiden verkauft würde, gab ihm aber zu verstehen, daß ihre Mutter die Apin nicht verkaufen dürfe ohne Einwilligung des Pflegevaters und daß dieser mit Lobscheid die Sache besprechen solle. Es dauerte aber nicht lange, so kommen wir hinter des Leong Pläne und vereiteln sie. Wongjün, der Prediger in Fukwing und der Pflegevater bewegen die Mutter, das Kaufgeld zurückzugeben, und es wurde in Abwesenheit des Leong von dessen Mutter angenommen.

Die Sache schien nun abgemacht. Leong beugte sich, aber nur äußerlich, denn er hatte geschworen, daß er die Apin haben müsse und wenn sein Vater von den Todten auferstände und wollte ihn davon abbringen, so sollte es ihm doch nicht gelingen. Das hörten wir später. Leong ging wieder einmal nach Hause. Bruder Krone war allein in Saiheong. Da hörte er, daß Leong auf's neue die Mutter der Apin zum Verkauf bewegen wolle. Sofort sandte Krone den Lojä, einen unsrer Gehülfen, zu ihm mit dem Bescheide, daß wenn Leong nicht davon abstehe, er entlassen sei und nicht wieder zurückzukehren brauche. Da that er Buße und versprach, seine Absichten auf Apin aufzugeben. Seine Verwandten bestraften ihn auch wegen seiner thörichten Pläne. So ging's über ein Jahr. Mit Leong ging es, wie's immer gegangen — schwach. Wir behielten ihn in Dienst, weil wir keinen andern Gehülfen an seine Stelle hatten und hofften, er würde etwas regsamer werden. Br. Krone ließ es an Bitten und Ermahnungen nicht fehlen. Wurde er ermahnt oder bestraft, so gestand er seine Fehler und Schwächen ein und nahm es geduldig an, aber es wurde nicht besser. Dazu kränkelte er fortwährend. Da starb voriges Jahr Frau Lobscheid und ihre Mädchenschule übernahm meine Frau. Die Apin kam somit nach Saiheong. Es kam uns gar nicht mehr in den Sinn, daß Leong seinen Plan noch im Herzen habe. Aber wo Satan

einmal sein Werk angefangen hat, da will er's auch vollenden. Ende vorigen Jahres wollten wir nun allen Ernstes den Leong entlassen, weil er gar zu wenig leistete. Da erbarmete sich Br. Krone nochmals seiner und wollte ihn unter seine besondere Pflege nehmen, denn er war ja getauft und in seiner Heimath wäre er sicher zu Grunde gegangen, denn da ist weit und breit kein Christ. Und Leong war's zufrieden.

Seine Frau wollte nun aber gern einmal nach Hause und da mußte sie ihr Mann begleiten, das war ganz billig. So kamen denn gegen 20 Mann aus seinem Dorfe, gut bewaffnet und das fanden wir in der Ordnung, denn hier zu Lande sind die Wege sehr unsicher. Aber die Bewaffneten sollten noch zu etwas anderm dienen. Leong wollte die Apin aus dem Hause stehlen. Und das wäre ihm bald gelungen. Er sah sonst so dumm aus, aber er wußte es recht klug anzufangen. Br. Krone hatte ihm und seiner Frau den Abend vor der Abreise noch recht zu Herzen gesprochen und dem Leong noch einen Dollar geschenkt zur Bestreitung der Reisekosten und bat ihn, doch bald wieder zu kommen und er versprach es und benahm sich recht artig, hatte aber den Teufel im Herzen. Mit mir hatte er noch gar nicht gesprochen und so warte ich denn, ob er ohne Abschied gehen wolle, was ich ihm nicht zutraute. Wir setzen uns zum Frühstück und die Mädchen aßen auch in einer andern Stube. Da schleicht sich der Leong herauf und gibt der Apin einen Dollar für ihren Pflegevater und bittet sie, mit ihm herunter zu gehen, weil er ihr noch einen Auftrag für ihn zu geben habe. So faßt er ihre Hand und sie folgt ihm geduldig bis auf die Straße. Da greift er denn fester zu und schleppt sie mit bis in die Sänfte und fort geht's. Sie schreit zwar auf der Straße, aber denkt ihr, daß die Chinesen helfen? O nein! Was sie nicht angeht, kümmert sie auch nicht. Wir aßen während dem ruhig fort

und die andern Mädchen auch. Da überbringt mir Afuk einen Brief von Leong, den er in der Schulstube auf dem Tisch gefunden und meldet gleichzeitig den Raub der Apin. Ich lese schnell und finde, daß dem so sei. Er schrieb, daß der Schwur ihn gebunden und daß seine Frau darauf gedrungen und so habe er denn um des lieben Hausfriedens willen die Apin mitnehmen müssen. Seine Frau habe wegen des nicht erfüllten Schwurs fortwährend die Furcht, daß Unglück über sie hereinbrechen werde und dazu habe Apin zu dem Fluchtplane ihre Zustimmung gegeben. Er hoffe, wir würden ihm vergeben und Gott bitten, daß ihm diese Sünde vergeben werde. Nun hättet ihr das Halloh unter meinen Schülern sehen sollen! Ein jeder bewaffnete sich, so gut es ging, da half keine Einwendung. „Er hat Bewaffnete bei sich und wir müssen auch bewaffnet sein," so hieß es und ehe ich mich zum Nachjagen fertig gemacht, waren sie fort und hatten unterwegs gegen 20 Mann Bewaffnete aus dem Orte zusammengerufen. Und das geht schnell, denn jetzt findet man in jedem Hause Waffen. Für 10 Dollar erboten sie sich das Mädchen zu befreien. Nun ging's im Trabe fort und während wir vereint um die Rettung des Mädchens baten, holten unsre Leute den Leong ein. Er bot den Saiheongern 50 Dollar, wenn sie ihn ziehen ließen, aber Akwok stieß ihn als Antwort zu Boden und Leong bat knieend um Gnade. Da half aber nichts. Afuk und Akwok waren unerbittlich. Er mußte wieder zurück, während seine Frau ihren Weg weiter zog. Nun hättet ihr den Auftritt sehen sollen! Ihr wäret gewiß bange geworden. Als man die Apin in's Haus brachte, kamen gleichzeitig, ich glaube, fast 200 Mann mit in's Haus. Jeder wollte wissen, was es gäbe. Und das war ein Spectakel. Ihr glaubt's gar nicht. Es kostete viel Mühe, das Haus leer zu bekommen. Leong war indes in den Ahnentempel gegangen und wollte sich bei dem Magistrat Recht verschaffen für die ihm wieder-

fahrene Schande. Aber so viel Rechtsgefühl hatten die Aeltesten des Orts doch, ihn abzuweisen und ihm sogar Vorwürfe wegen seines Betragens zu machen.

Nun aber hatten wir einen Feind mehr und der, welcher sich so untüchtig zum Guten erwies, bewies sich recht tüchtig im Bösen. Der halbe Tag war dem Leong verloren. Nach Hause konnte er nicht mehr gehen, so ging er denn nach Fukwing. Wongjün, der früher half, seine Pläne zu durchkreuzen, sollte zuerst seine Rache fühlen. Ein Plan, durch Fukwinger Leute Bewohner unsers Dorfes zu fangen, die wir dann für schweres Geld hätten auslösen müssen, gelang nicht, man ging nicht darauf ein, darum wollte er dem Wong einen Streich spielen und ihn wo möglich fangen. Er sendet einen Brief in meinem Namen an ihn, worin seine Gegenwart in Saiheong gewünscht wird, weil wir, der Gefahr wegen, nach Hongkong übersiedeln wollten. Wong hatte nun nichts eiligeres zu thun, als so zeitig wie möglich in Begleitung eines Getauften zu kommen und findet, daß Leong ihm eine Falle gelegt. Weil wir fürchteten, (was sich später als Wahrheit bewies) Leong würde Leute gedingt haben, um ihn zu fangen, so sandten wir den Begleiter zurück und bestellten Bewaffnete, die den Wong wieder nach Hause bringen sollten, denn Wong mußte fort, weil auch seine Familie gefährdet war. So half der Herr, daß Leong nicht siegte. Er ging, als man in Fukwing ihm nicht helfen wollte, nach Hause und schrieb einen Brief an die Saiheonger Aeltesten, daß er Genugthuung für seine gekränkte Ehre und Schadenersatz für die gestohlenen Sachen wünsche (die Retter der Apin hatten nämlich die Gelegenheit wahrgenommen und Leongs Sänfte geplündert); würde ihm diese nicht zu Theil, so würde er Saiheonger fangen und sie sollten sich dann an uns halten wegen des Lösegeldes. Die Aeltesten antworteten, wie sich's gebührte. So stehen bis jetzt die Sachen. Zu Ende ist's noch nicht.

Der Herr wird sie aber zu Ende führen, wie, das weiß ich Euch nicht zu sagen, werd's Euch aber später mittheilen.

Seht, lieben Kinder, so geht's im Heidenlande zu. Recht können wir weder suchen, noch finden. Uns hilft man nur, wenn wir Geld geben, und Geld haben wir nicht viel zu geben. Da wird einem das Leben oft recht sauer gemacht und man möchte wohl mitunter davonlaufen. Aber das darf man wieder nicht. Jetzt bin ich in Hongkong. Meine Frau und die 5 Mädchen sind schon länger hier, die mußten fort, weil's hier zu Lande ist wie 1848 bei Euch zu Hause, und dazu ist große Theurung, weil der Regen ausgeblieben. In Saiheong ist fast kein Reis mehr zu kaufen. Dauert dieser Zustand noch länger, so werde ich mit meiner Schule nach Hongkong übersiedeln müssen. Die neueste Neuigkeit ist, daß der chinesische Kaiser gestorben sein soll; ob's wahr ist, weiß man hier im Süden noch nicht gewiß und in jetziger unruhiger Zeit werden es die Mandarinen verschweigen so lange als möglich. Die Nachricht kam aus der Hauptstadt einer andern Provinz.

Nun, lieben Kinder, soll's für diesmal genug sein. Der Herr unser Heiland sei Euch und mir freundlich und segne Euch und mich. Grüßt Eure lieben Eltern und Geschwister und vergeßt der Apin und der armen Heiden nicht. Wenn ihr Liebe genug habt, so betet auch für Leong, daß er noch Buße thue und für uns, daß wir vor seinen Plänen sicher bleiben.

Es grüßt Euch

Euer Freund

F. Genaehr.

---

30. Der Guanogräber und die Bibel.

Wisset ihr, Kinder, was Guano ist? Ich will es euch sagen. An den Küsten von Südafrika und Süd-

amerika liegt eine Menge kleiner Inseln. Sie sind durch Felsen gebildet, welche sich nicht sehr hoch über das Meer erheben und meistens von geringem Umfange sind. Es liegt keine Erde auf dem Felsen, so wächst auch weder Baum, noch Strauch, noch ein Grashalm da; es fließt kein Bach, noch findet sich eine Quelle auf ihnen; Menschen wohnen nun vollends nicht darauf. Diese Felseninseln sind aber die Wohnungen vieler tausend Seevögel, großer und kleiner. Die haben da wer weiß wie viele Jahrhunderte schon gewohnt und kein Mensch hat sie gestört, bis sie endlich jetzt einen Besuch bekommen haben. Seefahrer, welche an diesen Inseln landeten, fanden nämlich, daß sie ganz mit dem Miste dieser Seevögel bedecket waren. Der Mist hat sich seit Jahrhunderten da gesammelt und ihr könnt denken, wie ungeheuer hoch er liegt. Man nahm von dem Miste eine Probe mit, düngte das Land und fand, daß alles darnach viel besser wächst, als nach irgend einem andern Miste. Und nun fragt einen Bauer oder einen Gärtner, ob er wohl solchen Mist haben möchte. Ja freilich, wird der sagen, den möchte ich wohl haben. Da machten sich die Seefahrer auf und fuhren nach den Inseln und holten den Mist und nannten ihn Guano und obwohl er sehr bös stinkt, so ist er doch jetzt ein rarer Handelsartikel geworden, wie Balsam, Zucker oder Tabak.

Wie gesagt, so liegen solche Guanoinseln auch an den Küsten von Südafrika, besonders an der Küste des Namaqualandes, in welchem unsere Missionare stehen. Von vielen dieser Inseln ist der Mist schon weggeholt, aber es sind immer noch welche da, auf denen man ihn graben kann. Und da wohnt in der Capstadt ein Jude, der hat mehrere Schiffe, welche er an der Küste fahren läßt, um diesen Vogelmist zu holen und damit Handel zu treiben. Nun geschah es, daß in diesem Frühjahre unser Missionar Hörnemann in der Capstadt war und suchte ein Schiff,

welches ihn nach der Walfischbai brächte, welche auch an dieser Küste liegt. Es wollte sich lange kein Schiff finden, denn dort fahren wenig Schiffe, bis der Jude endlich eins aussandte. Das Schiff war klein und stank sehr von dem Miste, aber was wollte der Missionar machen? er mußte fort und schiffte sich in Gottes Namen ein. Es waren lauter englische Fischer und Matrosen darin, aber der Steuermann war ein Deutscher aus Hamburg, welcher sich des Missionars sehr freundlich annahm, als derselbe die Seekrankheit bekam. Eines Tages fragte er Hörnemann, ob er keine deutschen Bücher hätte; er habe nur noch ein englisches neues Testament, das könne er aber nicht verstehen. Hörnemann hatte eine deutsche Bibel, welche er von lieber Hand zum Andenken bekommen und hätte sie deshalb gern behalten; aber da der Landsmann bat, so gab er sie ihm. Bald darauf fuhren sie an einigen Inseln an, wo der Jude Guanoarbeiter hatte und von einer derselben, Halifax, nahmen sie einen derselben mit, um ihn auf einer andern mit Namen Parmade auszusetzen. Es war ein Mensch von 27 Jahren und als er mit dem Steuermann gesprochen, kam er auf Hörnemann los, der auf dem Verdecke stand, grüßte ihn in deutscher Sprache und bat um deutsche Bücher. Der Missionar fragte, woher? und wohin? und erfuhr, daß der Mann aus Petershagen sei, ein Westphale aus der Gegend von Minden; er wäre als ein Matrose nach der Capstadt gekommen, da habe ihn der Jude auf 2 Jahre in seinen Dienst genommen, daß er an dieser Küste Guano grabe. Es that Hörnemann sehr leid, daß er keine deutsche Bücher mehr zur Hand hatte; seine Bücher waren unten im Schiffe in den Kisten verpackt, zu welchen er jetzt nicht kommen konnte. Es sprachen die beiden Deutschen noch etwas mit einander, dann ging der Westphale weg und der Rheinländer blieb stehen und bereute es bitter, daß er seine Bücher so tief verpackt hatte, denn er hätte

dem Landsmann gern geholfen. Wie er so da stand, fällt ihm ein, daß er noch ein kleines neues Testament mit dem Psalter in der Cajüte habe. In die Cajüte laufen, das Buch holen und den Petershagener suchen; das war in einer Minute geschehen. Er fand den Mann vorne auf dem Schiffe stehen. „Ich habe noch ein deutsches Buch gefunden und zwar das beste, was ich Ihnen geben kann," sagte er, „wenn Sie guten Gebrauch davon machen, so wird es ihnen für Zeit und Ewigkeit den größten Nutzen bringen. Haben Sie ein neues Testament?" — „Nein," war die Antwort. — „Wünschen Sie eins zu haben?" — „Ja." — „Und wollen Sie, wie ich eben gesagt, einen guten Gebrauch davon machen?" — „Ja." — „Hier haben sie eins." — Der Mann nahm es dankbar an. Um 5 Uhr Abends legte das Schiff an der Felseninsel Parmade an und unser Petershagener stieg aus; man versorgte ihn mit Wasser und Lebensmitteln; noch zwei Stunden und der Anker wurde gelichtet — da saß der Deutsche auf den elenden stinkenden Klippen unter dem Brausen des Weltmeeres und unter dem Geschrei der Seevögel in einer furchtbaren Einsamkeit. Wahrscheinlich sitzt er jetzt noch da; am 16. März dieses Jahres ist das geschehen. Ich möchte die Kinder in Westphalen bitten, besonders die an der Weser, an den einsamen Landsmann zu denken. Wenn's keine Missionare gäbe, so säß der im Mist und nur im Mist; nun aber hat er Gottes liebes Wort bei sich und den süßen Jesusnamen darin, der ist wie eine ausgeschüttete Salbe, der kann auch eine stinkende Guanoinsel zu einem duftenden Paradiese machen. Und wenn ihr an den Mann denkt, so betet auch ein Vaterunser für ihn, daß ihm das liebe Evangelium ein Geruch des Lebens zum Leben werde.

Bei dieser Gelegenheit will ich euch doch einmal sagen, wozu die Bibelgesellschaften gut sind. Der Vor-

steher der bergischen Bibelgesellschaft erfuhr, daß unser Missionar Hörnemann auf diese Weise seine deutsche Bibel los geworden sei. Es dauerte nicht lange, so kam ein Kistchen Bibeln und neue Testamente in das Missionshaus und dabei war folgender Brief.

Elberfeld, den 13. Juli 1855.

„Es ist zu unserer Kenntniß gekommen, daß Ihr Sendbote Br. Hörnemann seine deutsche Bibel und sein neues Testament mit Psalter zweien darnach verlangenden Deutschen an der Westküste Afrikas überlassen hat. Wir bitten um Erlaubniß, ihm diese ersetzen zu dürfen, zu welchem Zwecke wir diese Exemplare Ihnen zu übersenden so frei sind. Und da diese Erfahrung erwarten läßt, daß Ihre Missionare sowohl auf Borneo als in Afrika häufig mit Deutschen zusammenkommen, denen sie die heilige Schrift reichen möchten, so bitten wir, die ferner beigehenden

50 Exemplare Bibeln und 50 Exemplare neue Testamente mit Psalter

Ihrer nächsten Aussendung mitzugeben, um im vorkommenden Falle dazu im Stande zu sein. — Der Herr aber wolle auch dieser Aussaat Gedeihen schenken.“ —

Hochachtend

Namens der bergischen Bibelgesellschaft.

Ihr könnt Euch denken, Kinder, daß wir das Geschenk mit dem besten Danke angenommen haben und da wir im nächsten Monat August wieder zwei Missionare nach Südafrika, und zwei nach Borneo und einen nach China senden, so soll die Bibelkiste nicht lange im Missionshause stehen bleiben, sondern bald vertheilt werden und ihr Inhalt hinaus in die Ferne wandern. Dabei bitte ich Euch noch, daß ihr für die ausgehenden Missionare betet, daß der Herr ihnen ein gutes Geleit über die großen Wasser geben wolle.

31. Lucas 10, 2.

Lieben Kinder! Vor einigen Tagen haben wir wieder fünf Missionare ausgesandt. Sie gehen nach Südafrika, Borneo und China. Wenn sie mit Gottes Hülfe ihre Reise werden gemacht haben, will ich euch mehr von ihnen erzählen. Heute wollte ich euch nur ein Wort mittheilen, was der liebe Heiland gesprochen hat, als er auch einmal Missionare ausschickte, aber nicht fünf, sondern siebenzig.

Das Wort steht eben Lucas 10, 2 geschrieben. „Die Ernte ist groß," sagt der Herr Jesus. Das kann man nicht immer sagen. Das kann man nur unter gewissen Umständen sagen. Unter der Ernte versteht der liebe Heiland Menschen. Aber was für Menschen? Nicht alle Menschen können mit der Ernte verglichen werden. Wenn die Halme auf dem Acker noch grün sind und die Aehren ihren Kopf hoch und grade in die Luft halten, dann sagt der Bauer nicht: „Das ist ein Erntefeld." Aber wenn die Halme weiß werden und die Aehren ihren Kopf hängen lassen, ganz krumm darnieder, dann sagt der Bauer: „Nun gebt Sicheln und Sensen her, jetzt geht die Ernte an." Seht, so ist es mit den Menschen auch. Es gibt Menschen, die haben einen stolzen, steifen Sinn gegen unsern Herr Gott und tragen dabei den Kopf so hoch, als wollten sie ihm in den Himmel wachsen. Die meint der liebe Heiland hier nicht; die gehören nicht zur Ernte. Wiederum gibt es Menschen, welche mühselig und beladen sind und so gebückt vor Gott stehen, wie eine reife Waizenähre. Die sind es, welche der Herr Jesus die Ernte nennt. Und solche gab es damals, als er auf Erden wandelte, viele unter den Juden. Darum sagt er, daß die Ernte groß sei. Ihr könnt von der großen Erweckung unter den damaligen Juden lesen Matth. 3, 5: „Da ging zu Johannes hinaus die Stadt Jerusalem und

steher der bergischen Bibelgesellschaft erfuhr, daß unser Missionar Hörnemann auf diese Weise seine deutsche Bibel los geworden sei. Es dauerte nicht lange, so kam ein Kistchen Bibeln und neue Testamente in das Missionshaus und dabei war folgender Brief.

Elberfeld, den 13. Juli 1855.

„Es ist zu unserer Kenntniß gekommen, daß Ihr Sendbote Br. Hörnemann seine deutsche Bibel und sein neues Testament mit Psalter zweien darnach verlangenden Deutschen an der Westküste Afrikas überlassen hat. Wir bitten um Erlaubniß, ihm diese ersetzen zu dürfen, zu welchem Zwecke wir diese Exemplare Ihnen zu übersenden so frei sind. Und da diese Erfahrung erwarten läßt, daß Ihre Missionare sowohl auf Borneo als in Afrika häufig mit Deutschen zusammenkommen, denen sie die heilige Schrift reichen möchten, so bitten wir, die ferner beigehenden

50 Exemplare Bibeln und 50 Exemplare neue Testamente mit Psalter

Ihrer nächsten Aussendung mitzugeben, um im vorkommenden Falle dazu im Stande zu sein. — Der Herr aber wolle auch dieser Aussaat Gedeihen schenken.“ —

Hochachtend

Namens der bergischen Bibelgesellschaft.

Ihr könnt Euch denken, Kinder, daß wir das Geschenk mit dem besten Danke angenommen haben und da wir im nächsten Monat August wieder zwei Missionare nach Südafrika, und zwei nach Borneo und einen nach China senden, so soll die Bibelkiste nicht lange im Missionshause stehen bleiben, sondern bald vertheilt werden und ihr Inhalt hinaus in die Ferne wandern. Dabei bitte ich Euch noch, daß ihr für die ausgehenden Missionare betet, daß der Herr ihnen ein gutes Geleit über die großen Wasser geben wolle.

31. Lucas 10, 2.

Lieben Kinder! Vor einigen Tagen haben wir wieder fünf Missionare ausgesandt. Sie gehen nach Südafrika, Borneo und China. Wenn sie mit Gottes Hülfe ihre Reise werden gemacht haben, will ich euch mehr von ihnen erzählen. Heute wollte ich euch nur ein Wort mittheilen, was der liebe Heiland gesprochen hat, als er auch einmal Missionare ausschickte, aber nicht fünf, sondern siebenzig.

Das Wort steht eben Lucas 10, 2 geschrieben. „Die Ernte ist groß," sagt der Herr Jesus. Das kann man nicht immer sagen. Das kann man nur unter gewissen Umständen sagen. Unter der Ernte versteht der liebe Heiland Menschen. Aber was für Menschen? Nicht alle Menschen können mit der Ernte verglichen werden. Wenn die Halme auf dem Acker noch grün sind und die Aehren ihren Kopf hoch und grade in die Luft halten, dann sagt der Bauer nicht: „Das ist ein Erntefeld." Aber wenn die Halme weiß werden und die Aehren ihren Kopf hängen lassen, ganz krumm darnieder, dann sagt der Bauer: „Nun gebt Sicheln und Sensen her, jetzt geht die Ernte an." Seht, so ist es mit den Menschen auch. Es gibt Menschen, die haben einen stolzen, steifen Sinn gegen unsern Herr Gott und tragen dabei den Kopf so hoch, als wollten sie ihm in den Himmel wachsen. Die meint der liebe Heiland hier nicht; die gehören nicht zur Ernte. Wiederum gibt es Menschen, welche mühselig und beladen sind und so gebückt vor Gott stehen, wie eine reife Waizenähre. Die sind es, welche der Herr Jesus die Ernte nennt. Und solche gab es damals, als er auf Erden wandelte, viele unter den Juden. Darum sagt er, daß die Ernte groß sei. Ihr könnt von der großen Erweckung unter den damaligen Juden lesen Matth. 3, 5: „Da ging zu Johannes hinaus die Stadt Jerusalem und

das ganze jüdische Land und alle Länder an dem Jordan und ließen sich taufen von ihm im Jordan und bekannten ihre Sünden." Und in Samarien war es auch so, weshalb der liebe Heiland, als er einmal die Leute aus der Stadt Sihar zu sich herauskommen sah, zu seinen Jüngern sagte: „Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte (Joh. 4, 35)."

Wenn nun das Feld weiß zur Ernte ist, dann sieht der Bauer zu, daß er so viel Arbeiter als möglich bekommt. Die müssen ihm die Aehren schneiden und binden sie in Garben und führen sie ihm in die Scheune. Kann er nicht genug Arbeiter bekommen, so hat er seine liebe Noth. Dann fällt ihm das Korn aus und die Vögel fressen es und der Bauer bekommt nichts. Und so geht es mit den Menschen auch, welche mühselig und beladen sind und möchten ihr müdes Haupt gern zur Ruhe niederlegen. Denen muß je eher desto lieber das Evangelium gepredigt werden; das bringt die Müden zur Ruhe. Und die Leute, die das thun, das sind die Missionare; die sind unsers lieben Herr Gottes Schnitter, die ihm die reifen Aehren in Garben und in die Scheune sammeln. Die Scheune aber ist die Kirche und Christenheit. Wenn nun viele mühseligen Leute, aber wenig Missionare da sind, so steht es schlimm; dann kommt der Teufel und erntet für sich, was eigentlich unserm lieben Gott gehört. Das ist ein großer Jammer und das war damals so, als unser Herr Jesus sagte: „Der Arbeiter aber ist wenig." Bei den Worten hat der liebe Herr geweint, müßt ihr wissen, Kinder. Er hätte gern mehr gehabt.

Und schickte doch eben erst 70 Missionare aus, die 12 Apostel hatte er noch dazu, macht 82, und er selbst war auch da, und doch zu wenig für ein so kleines Land, wie das jüdische Land eins war! Da könnt ihr sehen, was für saure Arbeit die Arbeit der Missionare ist, daß so viele noch immer viel zu wenig sind. Und daher kommt

es denn auch, daß sich wenige dazu hergeben. Es gibt sich kein Mensch von selbst dazu her; Gott im Himmel muß ihn erst willig machen. Darum hat denn auch der Herr Jesus uns ein kleines Gebet gelehrt, ein Missionsgebet, das sollen wir fleißig beten. Welches denn? „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ Eigentlich hat der Herr Jesus nicht gesagt „sende,“ sondern „hinauswerfe“; darum sollen wir zu dem Vater im Himmel also sagen: Lieber himmlischer Vater, sieh, da sind so viele mühselige arme Sünder, die möchten gern zum Frieden kommen und es ist keiner da, der ihnen das Evangelium predige; sie fürchten sich alle vor der schweren Arbeit. Da bitte ich denn: nimm dich doch der armen an, sie sind ja dein und du hast sie erst so arm und mühselig gemacht, so wirst du sie ja nicht in ihrer Noth stecken lassen. Schicke ihnen doch Missionare hin. Kannst du mich dazu gebrauchen — nun da bin ich; und kannst du mich nicht dazu gebrauchen, so nimm einen andern. Und wenn ich oder der andere keine rechte Lust dazu haben, so brauch Gewalt und wirf uns hinaus — nur daß deine Ernte nicht Schaden leide und die armen Sünder nicht des Teufels Beute werden!

Nun werdet ihr freilich fragen, Kinder: Ist denn die Ernte in China und Borneo und Südafrika so groß jetzt? Gibt es denn unter den Heiden da so viele mühselige Leute, wie unter den Juden zu den Zeiten unseres Herrn Jesu? Da muß ich antworten: Nein. In Südafrika sind noch die meisten; etliche wenige in Borneo und China; einer unserer Missionare geht jetzt gar in ein Land, da hat man noch keinen einzigen Heiden bemerkt, der den Kopf hängen ließe wie eine reife Aehre; und so ist es in der Regel bei den meisten Heiden. Ei, sagt ihr, warum schickt man denn Missionare dahin? Darauf antworte ich: Hier lerne einmal den zwiefachen Beruf der Missionare verstehen.

Der Herr Jesus sagt: „Dieser säet, der andere schneidet (Joh. 4, 37)." Es können nicht alle Schnitter sein, will der liebe Heiland sagen, es müssen auch Säeleute sein. Ja es müssen erst die Säeleute gehen, ehe die Schnitter sich auf die Beine machen; es hat alles seine Zeit. Darum macht einen Unterschied, Kinder, wenn ihr für die Mission betet. Hört ihr, daß irgendwo die Ernte groß ist, dann betet ihr, was Luc. 10, 2. verordnet ist. Hört ihr das nicht, dann betet ihr etwas anderes. Was? das werde ich euch das nächste Mal sagen.

32. Naphthali, der Damraknabe.

Kinder, der schwarze Junge, den ich damit meine, ist so eine reife Aehre, wie ich eben gesagt habe. Und wenn ihr das nicht recht verstanden habt, so laßt euch einmal von demselben eine kleine Geschichte erzählen. Da wird es deutlich werden, wie das mit den reifen Aehren ist, welche die Missionare abzuernten haben.

Der Junge gehört zu einem Volke, welches man die Bergdamra nennt. Das Volk wohnt in Südafrika und ist ganz wild und kohlschwarz. Die Hottentotten sind in ihr Land gekommen und haben sie überwunden; denn die Bergdamra waren wohl starke Leute, aber sie hatten nur Bogen und Pfeile, mit welchen sie sich wehren konnten, und die Hottentotten hatten Flinten und Pulver und Blei. Wenn Menschen mit Flinten kommen, dann müssen die mit Bogen und Pfeilen immer unterliegen. So ging's den Bergdamra auch und so viele von ihnen nicht todtgeschossen wurden, mußten die Knechte der Hottentotten werden. Die Hottentotten gehen mit ihnen sehr bös um und die armen Bergdamra haben es sehr schlecht unter ihren harten Herren.

So war es auch mit dem Jungen, von dem

ich euch erzählen will. Er war etwa 16 Jahr alt und der Viehhirte eines Hottentotten. Der Hottentotte hatte ihn September genannt. Nun kam es, daß unter der Hottentottenhorde, unter welcher September lebte, ein alter Mann sich befand, der durch einen Missionar etwas vom Herrn Jesus gehört hatte. Und was er da gehört, das hatte sein Herz so ergriffen, daß er es nicht mehr für sich behalten konnte; er mußte es auch seinem Volke erzählen, welches ganz heidnisch war. Er baute sich eine kleine Kirche von Baumzweigen, und in der Kirche predigte er, so gut wie er konnte. Er ist nachher auch getauft worden. Seine Predigt war so mächtig, daß unter dem Volke viele zu beten anfingen. Wenn die Hottentotten beten, dann laufen sie hinter einen Busch, legen sich auf ihr Gesicht und da schreien sie laut heraus, was sie auf ihrem Herzen haben. Als September die Leute hinter den Büschen liegen sah und hörte, wie sie schrieen, wußte er anfangs gar nicht, was das zu bedeuten habe, denn er war ein ganz dummer Heidenjunge, der in seinem Leben nicht gebetet hatte und in die Kirche hatte er auch nicht gehen dürfen, denn das litt sein stolzer Herr nicht. Aber wie das so Jungen machen, sie machen gern nach, was sie andere thun sehen. Und wenn September einen hinter den Busch laufen sah, so lief er ihm nach, warf sich auch auf sein Gesicht und sprach alles nach, was der andere betete. Aber er verstand nicht, was er sagte; er war ganz dumm. Und wenn sie Amen sagten, sagte er auch Amen. Er wußte aber nicht, was das sei. Ein anderer aber wußte es. Ich meine den Herrn Jesus. Der sagte zu den Gebeten des dummen Jungen: Ja, ja, es soll also geschehen. Was denn? Nun, was er gebetet hatte. Die andern beteten immer um ein neues Herz, September betete also auch darum. Und da kriegte er eins. Nicht auf einmal. Das geht langsam mit dem neuen Herzen. Und so ging es auch mit dem September. Zuerst lernte er

selber beten. Er legte sich nicht mehr zu einem andern hinter den Busch, sondern wenn er mit seinem Vieh auf die Weide ging, so setzte er die Thiere zuerst auf die Richtung und dann lief er weit voraus hinter einen Busch und legte sich da auf sein Angesicht. Und da kamen ihm die Gedanken und Bitten, er wußte selbst nicht wie. Er verlor sich oft so in seinem Gebete, daß ihn das Vieh wecken mußte, was rings um den Busch schnobberte und graste. Das that dem armen Jungen sehr wohl; er kannte damals nichts lieberes, als hinter dem Busche im Gebete liegen und sein Herz dem Herrn Jesus ausschütten. Es sollte aber noch anders kommen. Bis dahin hatte er beim Beten noch nie geweint; und wer das noch nie gethan hat, der hat auch noch nicht recht gebetet. Und das kam daher, daß der Junge eigentlich noch nicht wußte, daß er ein Sünder vor Gott sei. Und da lag er denn einmal wieder und betete, da war es, als ob eine Stimme zu ihm spräche: „Du bist nicht aufrichtig; du sagst nicht alles heraus. So wie du es zu Hause bei deinem Herrn machst, wenn du trotzig bist und dem nicht sagst, was du brauchst und darum auch nichts von ihm bekommst, so machst du es mit mir auch. Du mußt nur alles deutlich heraussagen, wie es mit dir ist, dann will ich dir helfen.“ Da bekam September ein wunderbares Gefühl; er weinte viel und war betrübt. Er mußte immer weinen, wenn er hinter dem Vieh herging und wenn er auf der Werft war; immer mußte er weinen und wußte doch eigentlich nicht worüber. Jesus aber wußte es, der ihm das traurige Herz gemacht hatte. Und wie er nun so gar nicht wußte, wie ihm geschah, da sprach wieder eine Stimme in ihm: „Du hast den Herrn noch nicht gefragt; frage den, da wirst du erfahren, was das bedeutet.“ Das that er denn, legte sich wieder hinter den Busch und bat um Verstand. Und den bekam er auch. Da lernte er, daß er ein Sünder sei. Bisher war er heftig und böse gegen

seine Nächsten gewesen und hatte gedacht, das sei nichts weiter und dabei könne er doch beten; nun lernte er, daß das nicht ging. Bisher hatte er schändliche Worte gebraucht, wie das unter den Heiden so üblich ist und hatte gedacht, das sei nichts weiter und dabei könne er doch beten; nun lernte er, daß aus einem Loche nicht süß und bitter zugleich quillen könne. Bisher war er hochmüthig gegen seinen Herrn gewesen und trotzig und naseweis und hatte gedacht, das sei nichts weiter und dabei könne er doch beten; nun lernte er, daß das nicht ginge, demüthig gegen Gott und hochmüthig gegen Menschen zugleich zu sein u. s. w. Und da bekam er Lust, das alles abzulegen. Und wußte doch wieder nicht wie. Da ging er zu dem alten Hottentottenprediger und sagte dem das. Und da merkte der, daß das eine reife Aehre sei und fing zu schneiden an, d. h. er unterrichtete ihn in Gottes Wort. Aber da er selbst nicht viel davon verstand und auch sonst noch viele andere da waren, welche die Unterweisung in Gottes Wort gebrauchten, so rief er einen unserer Missionare zu Hülfe, welcher nicht fern von dem Platze wohnte.

Und der kam denn in die Ernte und unterwies die armen Heiden in den Wegen des Herrn. Auch den September. Das that dem sehr wohl. Und als das so eine Zeit gedauert hatte, erkundigte sich der Missionar bei seinem Herrn, wie sich doch September betrüge. „Ei," sagte der, „September ist in dieser Zeit immer treu gewesen; er paßt seinem Vieh gut auf und ist zufrieden mit seiner Milch; er läuft auch nicht rund, wie die meisten, um Fleisch zu betteln. Früher war er immer ganz still; jetzt aber ist er nicht mehr still, sondern spricht immer, mit wem er nur kann, von der Gnade, die ihm widerfahren ist, und erzählt von dem Wege des Herrn." Als das der Missionar erfuhr, beschloß er, den Jungen zu taufen. September wählte sich seinen Taufnamen selbst. Er wollte nun nicht mehr September heißen, sondern Napthali sollte

sein Name sein. Das war denn dem Missionar auch recht und am Ostertage taufte er ihn mit noch 20 andern. Es war ein großer Freudentag und man freute sich, wie man sich freut in der Ernte. Der Missionar gab drei Schafe zum Besten und andere Leute gaben noch vier dazu und so aßen sie und waren guter Dinge bei 100 Menschen und alle in der Laubkirche, wo man die 20 getauft hatte.

33. Die singenden Kinder.

Nicht weit von dem Lande, wo Naphthali zu Hause ist, haben wir einen Missionsplatz mit Namen Komaggas im Klein-Namaqualande. Da lebte Willem Klute, ein bekehrter Heide, mit seinem Weibe, die war auch bekehrt; sie hatten auch Kinder, welche getauft waren. Unter den Kindern war ein kleiner Junge, der hieß Klaas; er war vier Jahr alt, ging aber schon in die Schule. Als es Herbst wurde, wurde der Kleine krank und der Missionar sagte zu ihm: „Klaas, du kannst nicht mehr in die Schule gehen, bleib zu Haus bei deiner Mutter." — „Mama," sagte Klaas, als er nach Haus kam, „was thut myn heer?" („myn heer" das heißt: „Mein Herr", so nennen sie den Missionar) sonst will er immer, daß die Kinder in die Schule gehen und mich schickt er nun nach Haus?" — Da sagte ihm die Mutter, das geschehe um seiner Krankheit willen und der Kleine legte sich nieder und betete viel. Wenn Daniel, sein ältester Bruder, an sein Bett kam, so vermahnte ihn Klaas, er solle nicht unartig sein und den Herrn Jesus lieb haben. Es ging aber mit Klaas zum Sterben. Als der Missionar den letzten Morgen zu ihm gerufen wurde, waren seine Augen schon gebrochen und der Missionar fragte ihn, ob er zu dem Herrn Jesus gehen wolle. Da sah ihn Klaas mit seinen matten Augen an und antwortete ganz deutlich: „Ja." —

„Und willst du denn nicht lieber bei deiner Mutter bleiben?“ — „Nein.“ — „Ist dein Herz bei dem Herrn Jesus?“ — „Ja.“ — „Soll ich mit dir beten, Klaas?“ — „Ja, myn heer!“ — Der Missionar kniete an dem elenden Lager nieder, auch des Kleinen schwache Glieder schickten sich an, indem er seine Hände faltete, um zu beten. Und dabei stand sein Vater Willem Klute und seine Mutter und weinten viel und freuten sich doch, daß ihr Klaas zum Herrn Jesus wollte. Und Daniel stand auch dabei. Und so beteten sie zusammen auf den Knieen und Klaas ging unter dem Beten zu seinem lieben Heiland.

Als er nun heimgegangen war, konnte Daniel gar nicht vergessen, was der kleine Klaas ihm gesagt hatte und wie der so selig zum Herrn Jesus gegangen sei. Und sagte das andern Kindern im Dorfe. Da ging eines Tages die eine Tochter des Missionars hinaus und hörte in der Ferne Kinder singen. Sie wußte gar nicht, woher das Singen käme. Sie ging aber den Stimmen nach und kam an eine Felsenhöhle, die im Thale von Komaggas ist. Da lag ein ganzer Trupp Kinder auf den Knieen in der Höhle und ein Junge von 7 Jahren, er hieß Jasper, betete grade laut und wie er aufhörte, fing ein anderer zu beten an und dann noch einer und dazwischen sangen sie immer. Und alle beteten um den heiligen Geist und ein neues Herz.

Da gab es viel fromme Kinder im Thal, die namentlich auch eine große Lust am Singen hatten. Die Hottentotten singen gut und gern. Besonders gern sangen sie das „Komaggaslied“, was ihnen der Missionar gemacht hatte. Ich will es euch einmal in's Deutsche übersetzen; da könnt ihr es lesen. Und wenn ihr's singen könnt, noch besser, denn mit den Liedern ist's wie mit den Schwalben; die Schwalben sind zum Fliegen gemacht und nicht zum Laufen; so sind auch die Lieder da, daß sie gesungen und nicht gelesen werden.

Das Komaggas-Lied.

Ich weiß ein Dorf, da ist es schön
In froher Kinder Zahl,
Die singen da so süß, so süß
Zu Komaggas im Thal.

Da ist die Kirch, da steht die Schul,
Da gehn wir zu myn heer,
Da lernen wir von Jesu Christ
Und noch viel andres mehr.

Da hören wir von Sonn und Mond
Und von der ganzen Welt,
Da gehn wir mit dem Lehrer aus
In's gelbe Blumenfeld.

Am Sonntag sind wir in der Kirch
Und hören Gottes Wort;
Der Herr dann selber bei uns ist
Und bleibet fort und fort.

Im Felsenhause haben wir
Die kleine Kirche stehn;
Da singen wir, da beten wir,
Da ist es gar zu schön.

Und schickt man uns nach Holz hinaus,
So gehn wir herzensgern,
Da plaudern wir, da singen wir
Und loben Gott den Herrn.

Wenn's aber an das Pflügen geht,
Dann ziehn die Alten weg
Und nehmen alle Jungen mit,
Dann liegt die Freud im Dreck.

Dann ist es mit der Schule aus,
Dann lernet man nichts mehr,
Dann wird man wieder dumm und stumm,
Ach wenn's doch anders wär!

34. Die Schulkinder von Stellenbosch.

Stellenbosch ist ein Dorf nicht weit von der Capstadt. In dem Dorfe leben viel weiße Leute und die sind Christen. Es leben aber auch viel schwarze, braune und gelbe darinnen, die sind arme Tagelöhner und waren vor 25 Jahren noch Heiden. Dann sind aber unsere Missionare hingekommen nnd haben eine reiche Ernte unter diesen armen Leuten gehalten. Viele von ihnen sind Christen geworden, aber viele sind auch noch Heiden geblieben. Diese Leute schicken ihre Kinder zu unsern Missionaren in die Schule und es soll euch der Lehrer der Schule, unser Missionar Rausch, einmal etwas davon erzählen, wie sie zuletzt Examen gehabt und wie sie Weihnachten gefeiert haben.

So erzählt der Missionar:

Die Prüfung der ersten und zweiten Klasse war am ersten Tage. Meine Schüler fand ich Morgens 9 Uhr nett und sauber gekleidet auf ihren Plätzen sitzen. Ich ließ die Bücher und Schiefertafeln, die sie beim Examen nöthig hatten, unter sie vertheilen und dann ging es zwei und zwei in einem langen Zuge (etwa 150 Kinder), vorauf die zweite Klasse, der Kirche zu. Hätte mancher Spötter der Mission diesen Zug sehen können, mich dünkt, schon dadurch hätte er müssen zum Schweigen gebracht werden, oder wäre mancher gleichgültig gewordene Missionsfreund dabei gewesen, sein Eifer für des Herrn Sache wäre von neuem angefacht worden. Wenn ich so wenige Jahre nur zurückdenke, wo diese Kinder Hams, wenigstens ihre Eltern noch, Sklaven waren, beraubt der Segnungen des Evangeliums, so mußte mir das Herz im Leibe lachen, als ich diese muntere Schaar still und in Ordnung ziehen sah; vielleicht hatten sie noch viel mebr Vorrechte, als manches Kind daheim im Vaterlande. Als die Kinder in der Kirche angekommen waren, setzten sie sich ruhig nieder, rechts die zweite, links die erste Klasse. „Allein Gott in

der Höh' sei Ehr" sangen sie nun zweistimmig, sagten dann die zehn Gebote und das apostolische Glaubensbekenntniß auf, worauf ich ein kurzes Gebet sprach, welches sie mit dem Vaterunser beschlossen. Mit dem Lesen (die zweite Klasse im neuen Testamente, die erste in Zahn's biblischen Historien) wurde begonnen. Dann examinirte ich in der biblischen Geschichte (Altes Testament bis Mosis Tod) beide Klassen; hieran knüpfte ich die Geographie von Palästina, ließ dann die zweite Klasse von meiner Gehülfin Rosina in der Geographie von Europa vornehmen, während die erste Dictiren hatte, wobei sie sowohl ihr Schön- als Rechtschreiben aufweisen sollten. Darauf ließ ich singen, natürlich dies, wie alles, holländisch: „Wo findet die Seele die Heimath, die Ruh" zweistimmig und „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" dreistimmig, ließ Englisch lesen und das Gelesene in's Holländische übersetzen und zuletzt mußten beide Klassen rechnen. Bei dem allen waren sehr viele Zuhörer aus dem Dorfe, weiße wie farbige, gegenwärtig, auch der Civilcommissar (Bürgermeister) von Stellenbosch, so wie der Ortsprediger. Der letztere hielt auch das Schlußgebet, worauf die Kinder wieder zur Schule zogen. Hier erwarteten sie, wie gewöhnlich nach dem Examen, einiges Backwerk; jedoch sagte ich ihnen: „Kinder, diesmal bekommt ihr eure Kuchen nicht heute; kommt aber Sonntag Abend 6 Uhr, am Abend vor Weihnacht, dann sollt ihr sie haben." Des trösteten sie sich und nachdem sie noch vernommen hatten, daß die Schule am 15. n. M. wieder beginnen sollte, zogen sie fröhlich zu Hause bis auf 18 Schüler der ersten Klasse, welche aus der Schule entlassen wurden. Nachdem denselben noch einige Ermahnungen gegeben worden waren, entließen wir sie im Beisein ihrer Eltern. — Am nächsten Morgen fand nun die Prüfung der Kleinkinderschule statt und zwar in der Schule, wozu ebenfalls eine Menge Zuschauer,

sowohl weiße als auch farbige, sich einstellte. Gegen Mittag waren wir fertig und die Kleinen erhielten ihre Kuchen.

Ein zweites Kinderfest hatten wir am Sonntag darauf. Schon seit einigen Jahren hatte man aufgehört, den Kindern einen Christbaum zu machen. Die letzten Male hatte man es in der Kirche gethan, weil die Schule zu klein war, um alle Zuhörer zu fassen. Doch in die Kirche lief da auch wer laufen konnte, und da läßt es sich denken, welche Unordnungen statt finden mußten. Es war mir unter solchen Umständen nicht leicht, die Brüder (die anderen Missionare) für den Plan zu gewinnen, trotzdem einen Christbaum wieder aufzustellen. Nachdem ich ihnen jedoch erklärt hatte, wie es sollte gehalten werden, stimmten sie mit ein, daß einmal wieder ein Versuch gemacht werden solle. Weihnachten fällt hier mitten in den Sommer, weshalb auch die Tage lang sind; erst um 7¾ Uhr wird es dunkel. Um nun allem Unfuge außerhalb der Schule im Dunkeln vorzubeugen, gaben wir uns lieber die Mühe, alle Fenster in der Schule zu verhängen, wodurch es in der Schule stockfinster wurde, während draußen lichter Tag war. Am Abend vor Weihnachten gegen 5 Uhr war alles fertig. Zunächst sorgte ich nun, daß sämmtliche unserer Geschwister und einige besonders dazu eingeladene Freunde in die Schule kamen, für welche in der Nähe des Baumes Stühle gestellt waren. Bruder Hörnemann übernahm die weitere Sorge für den Baum. Dann ließ ich meinen Gesangverein hinein, mit welchem ich einige Weihnachtslieder vierstimmig eingeübt hatte; der Verein zählte etwa 60 Mitglieder, jetzt sind es 73; dieselben saßen sämmtlich in der Nähe des Baumes. Darauf zogen die Kinder, die nett gekleidet waren, zu zwei und zwei herein. Die kleinsten kamen zuerst und sangen frisch, als 12 in der Schule waren und die nachkommenden immer weiter mit einstimmten: „Liebster Jesu, Kinderfreund; der du uns mit Gott versöhnet." Singend zogen

die Kinder ein und sangen fort, bis so viele von den draußen sich befindenden eingelassen waren, als die Schule fassen konnte. Darauf schloß ich die Thür und sagte den übrigen, die Schule sei voll, sie möchten Dienstag Abend kommen, dann wolle ich für sie den Baum noch einmal leuchten lassen. Nun ging ich selber hinein, die Thür hinter uns zuschließend. Die Kinder hörten auf zu singen, und nun sang der Gesangverein vierstimmig „Gelobet seist du, Jesu Christ,“ vier Verse. Darauf sprach ich über die Bedeutung des Baumes, der in seinem Schmucke eine Predigt halten wollte, die ich versuchen wolle, zu übersetzen, da die meisten sie wohl nicht verstehen würden. Zunächst, sagte ich, erinnere dieser Baum an einen andern, an den des Lebens im Paradiese, der uns durch Adams Sünde verloren gegangen sei, sagte dann ferner, nachdem ich die Geschichte des Sündenfalls vorgelesen hatte, es würde eine nur betrübende Erinnerung sein, wenn dieser Baum nur an vergangene Glückseligkeit und an unser Elend erinnern sollte; doch dem sei nicht so; er erinnere im Gegentheil an etwas anderes, das uns alle höchst freudig stimmen solle, sonst wäre er lieber nicht hier. Darauf ließ ich wieder einstimmig singen: „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich“ und hielt dann zweitens vor, daß der Baum auch daran erinnern wolle, daß der Cherub nicht mehr vor der Thür stände und an den neuen Baum des Lebens, an den Herrn selber u. s. w., forderte zur Freude, aber auch zum rechten Danke auf, indem ich noch das Gespräch des Hieronymus mit dem Christkindlein erzählte. Noch einige Male sangen abwechselnd die Kinder und der Gesangverein. Darauf hielt der Civilcommissar eine kurze Ansprache, in welcher er besonders unsere Gemeindeglieder zum Dank aufforderte und zur ruhigen Benutzung dessen, was ihnen dargereicht wurde. Alles war in der größten Ruhe geschehen. Nun erhielten die Kinder ihre Kuchen und mußten dann durch eine Menge

Menschen, die sich draußen versammelt hatten, sich jedoch ruhig verhielten und für die Kinder einen Durchgang ließen. Sämmtliche Geschwister, die vorher besorgt waren wegen Unordnung, waren vollkommen zufrieden gestellt. Nun, das hat der Herr gethan; er wird auch weiter durchhelfen. Die Festtage sind uns gesegnete Tage gewesen. Zum ersten Male ein solches Fest mit einer Gemeinde aus den Heiden feiern zu können, trug auch viel zu meiner Freude bei.

---

35. Die Papierschnitzel.

Es schickt mir eben ein guter Freund drei Thaler für die Mission und einen Brief dazu, den möchte ich euch doch mittheilen, Kinder. Es werden zwar viele unter euch sein, die das nicht nachmachen können, was der Vater mit seinen Kindern machte, aber vielleicht doch welche; die andern mögen etwas anders schnitzeln, wenn ihr Vater kein Papier dazu hat, weißt du was? das rathe einmal. — Der Brief aber lautet also:

„Vor einigen Monaten sortirte ich eine Menge alter Geschäftsbriefe, warf die werthlos gewordenen aus und war willens, sie dem Feuer zu übergeben, weil man ja nicht gern solche Briefe, wenn auch an sich werthlos, in zweite Hände kommen läßt. Da gab mir der Herr die Frage: Ist denn damit nichts besseres anzufangen? Und die Antwort lautete: Klein zerschneiden, durch einander mischen, und dann an eine Papiermühle verkauft; der Erlös aber gehört unserem Herrn und der Mission.

Mit Freuden sagte ich nun diesen Gedanken meinen Kindern und freudig sagten namentlich die fünf jüngsten: „Da helfen wir zerschneiden!“ Nicht als ob die älteren drei sich nicht auch darüber gefreut hätten — o wohl! aber sie überließen die Arbeit gern dem Vater und den

jüngeren Geschwistern, mit Wohlgefallen zusehend, während sie sonstige häusliche Arbeiten verrichteten. Es geschah nämlich dieses Zerschneiden Abends nach gethanem sonstigen Tagewerke, wo ich mit den Kleinen mich hinsetzte und zugleich häufig mit ihnen ein Loblied anstimmte. Fast jeden Abend hieß es da schon früh: „Vater, schneiden wir auch diesen Abend Briefe?“

Es ging zwar langsam, doch endlich war es geschehen. Eine Gelegenheit fand sich, die Schnitzel zu verkaufen und der Erlös war ungefähr drei Thaler, die nun hingelegt wurden mit dem Gedanken, dieselben gelegentlich mit einem Paar dieser Kleinen ihnen persönlich einzuhändigen. Doch scheint sich das noch zu verziehen und erst gestern Abend, wo ich mit mehreren Freunden noch ein Paar Stunden bei Herrn Lehrer K. hier zum Abschiede mit Bruder Hugo Hahn und seiner Frau, der hier durchreiste, zusammen war, wurde ich daran erinnert. Nun will ich nicht länger dies Geld liegen lassen, sondern es Ihnen in vollen drei Thalern überreichen.

Der Herr möge diese Kinderarbeit reichlich segnen!“

---

36. Die drei ersten Bitten.

Lieben Kinder! Ich muß euch doch heute zuerst erzählen, was ich so eben vom Papste und den kleinen Missionsfreunden gelesen habe. Die Katholiken schicken auch Missionare zu den Heiden und haben auch Missionsvereine. Ein jeder, welcher wöchentlich fünf Pfennige bezahlt und alle Morgen und alle Abend ein Vaterunser betet und ein Ave Maria dazu und noch dazu: heiliger Franziscus Xaverius, bitte für uns! der ist ein Mitglied ihres Missionsvereins. Dafür bekommt er an 8 Tagen im Jahre und zuletzt in seiner Todesstunde Ablaß seiner Sünden, er mag alt oder jung sein; und außerdem kann

er noch unter gewissen Bedingungen zweimal im Jahre Ablaß gewinnen, einmal auf 300, das andere Mal auf 100 Tage. An der letzten Vergünstigung konnten aber bisher die kleinen Kinder nicht Theil nehmen. Da ist nun der Papst hergekommen und hat am 17. April dieses Jahres „unter seinem Fischerringe" einen Brief geschrieben, in welchem er auch den kleinen Missionsfreunden, um ihnen rechte Lust zur Mission zu machen, den 100= und 300=tägigen Ablaß zuspricht.

Ich bin kein Freund vom Papste. Daß er aber die Kinder zur Mission anhalten will, das will ich auch. Mit seinem Ablasse mag ich nichts zu thun haben, auch mit dem Ave Maria nichts und nichts mit dem „heiliger Franziscus Xaverius, bitte für uns!" Das sind alles Dinge, von denen ich durchaus nichts wissen will. Aber täglich im Vaterunser der Mission gedenken, damit halte ich es auch. Und das wollte ich euch heute empfehlen und mein Versprechen erfüllen, was ich euch zuletzt gegeben habe, nämlich ein Gebet anzugeben, was für alle Heiden gut zu beten sei. Das habe ich nicht etwa vom Papste gelernt, sondern von dem Herrn Jesus selbst, der das Vaterunser so eingerichtet hat, daß es dazu gebraucht werden soll. Lasset uns einmal besehen.

Ihr müßt es in zwei Theile theilen. Die ersten drei Bitten machen den einen Theil aus, die letzten vier den zweiten. In dem zweiten Theile heißt es in jeder Bitte „wir," „uns," „unser"; in dem ersten Theile heißt es bei keiner Bitte also. Das macht den Unterschied; den kann jedes Kind sehen. Mit den Worten „wir," „uns" und „unser" meinen sich die Kinder Gottes selbst, die das Vaterunser beten. Wir beten also die vier letzten Bitten nur für uns, und nicht für Juden oder Heiden. Die andern drei Bitten beten wir freilich auch für uns und haben sie alle sehr nöthig; aber wir beten sie nicht bloß für uns, denn der Herr Jesus hat nicht gelehrt: „bei

uns werde dein Name geheiligt," „zu uns komme dein Reich," „bei uns geschehe dein Wille," sondern ganz allgemein, für alle Menschen, gleichviel ob Christen, Juden oder Heiden, beten wir sie.

Wenn du also an die erste Bitte kommst, so denkst du nicht bloß an dich oder die, die unter uns in der Christenheit den Namen Gottes entheiligen, weil sie anders lehren und leben, denn das Wort Gottes lehret, sondern auch an die Hottentotten, Dajacken und Chinesen, die dasselbe und noch viel schlimmeres thun. Und wenn du an die zweite Bitte kommst, so bittest du nicht bloß, daß der himmlische Vater dir und andern Leuten in der Christenheit seinen heiligen Geist gebe, daß wir seinen heiligen Worten durch seine Gnade glauben und göttlich leben hier zeitlich und dort ewiglich, sondern bedenkest zugleich, daß in Borneo und in China auch Leute wohnen, bei denen der Teufel noch ärger regiert, als bei uns zu Lande. Und kommst du endlich an die dritte Bitte, so thue nicht, als ob es hieße: dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch in Barmen oder Mühlheim an der Ruhr, sondern so heißt es: „also auch auf Erden".

Nun, Kinder, laßt euch das gesagt sein. Plappert das liebe Vaterunser nicht ohne Sinn und Verstand in den Tag hinein, sondern bedenkt fein, was ihr redet. Thut ihr das, dann habt ihr an seinen drei ersten Bitten das beste Missionsgebet, und kein Mensch kann euch ein besseres lehren.

---

37. Die Reise nach Maratowo.

Vor einigen Monaten habe ich unsere lieben kleinen Freundinnen gebeten, sie möchten mir doch noch Mützen für die Heidenjungen auf Maratowo stricken. Das haben

die denn auch gethan. Und es haben nicht bloß Mädchen welche gestrickt, sondern auch Jungen, was mich ganz besonders gefreut hat. Alle die Mützen habe ich denn nun genommen und hingeschickt. Sie sind schon seit einigen Wochen auf der Reise nach Maratowo und fahren jetzt, wie ich hoffe, in gutem Frieden auf dem Weltmeere zwischen Afrika und Amerika. Weiter kann ich euch jetzt von diesen kleinen Reisenden nach Maratowo nichts erzählen. Aber ich muß mich doch bei den kleinen Mädchen und Jungen, welche die Mützen nach Maratowo geschickt haben, dankbar beweisen. Darum will ich ihnen jetzt eine Reise nach Maratowo beschreiben, an der sie zugleich sehen können, wie mühselig sich zuweilen ein Missionar durchschlagen muß, ehe er sich so ein stilles friedliches Plätzchen anlegen kann, wie das Maratowo eins ist, tief in dem Urwalde von Borneo.

1. Die Zurüstung zur Reise.

Unser Missionar Denninger, der euch um die Mützen gebeten hat, wohnte zuerst auf dem Platze Bintang im Lande Pulopetak auf Borneo. Er hatte aber Lust, in das Land Sihong zu gehen, was auch auf der Insel Borneo liegt, weil da die Heiden noch gar nichts von dem Herrn Jesus gehört hatten. Und so entschloß er sich denn im Frühjahr 1851, seinen Platz Bintang zu verlassen. Es war grade kurz vor Ostern, als er sich zur Reise rüstete. Nun kann man dort in Borneo nicht zu Fuß reisen, auch nicht zu Wagen. Es ist alles voll von großen Strömen und Sümpfen. Darum kann man nur mit Kähnen von einem Orte zum andern. Zwei Kähne hatte Denninger; einen ziemlich großen, den man dort eine Prau nennt, und einen kleinen. Aber das war nicht genug, denn er hatte alle seine Sachen mitzunehmen. Und außerdem noch seine Frau und seine beiden Kinder.

Das kleine Karolinchen war drittehalb und der kleine Elias erst ein Vierteljahr alt. Und dann hatte er noch etwa 20 Dajacken bei sich, auch jung und alt, welche er aus der Sklaverei losgekauft hatte; die sollten auch mit, denn etliche unter ihnen waren getauft und sollten den Heiden in Sihong mit einem guten Beispiele vorangehen. Das alles ging nicht in zwei Kähne. Es mußte also noch ein großer Kahn genommen werden, welchen man dort eine Talamba nennt. Es fand sich aber bei Bintang keine Talamba, denn alle Dajacken, welche eine hatten, waren damit auf Reise; nur ein Chinese, der in der Nähe auf dem Flusse lag, hatte eine. Die wurde denn auch genommen; da sie aber ein altes Ding und in allen Fugen leck war, mußte sie erst verstopft und ausgebessert werden. Darüber verging die Zeit bis Dienstag vor Ostern. Da war denn aber auch alles fertig. Martin Lundju, ein getaufter Dajack, bekam mit seiner Familie den kleinsten Kahn; sie waren 9 Köpfe stark. Johannes Java, auch ein getaufter Dajack, bekam die Prau zu führen, in welcher Kisten und Kasten, Handwerksgeräth und dergleichen geladen waren. Der Missionar selbst führte die Talamba. Die war mit einem Dache versehen. Auf das Dach wurden die Stühle gepackt und die aus einander genommenen Bettstellen; auch Körbe, in welchen Hühner und Enten waren, welche viel gackerten und schnatterten, denn sie wären lieber draußen als drinnen gewesen. Hinten am Steuerruder war ein kleiner Stall gemacht; darin waren ein Paar Milchziegen, ein Bock und zwei junge Ziegen. In der Mitte unter dem Dache war ein Kämmerchen gebaut; da wohnten Frau Denninger und klein Karolinchen und Elias. Dem Elias gefiel das Stübchen schon; aber der kleinen Lina war's gar nicht recht, denn es war nur drei kleine Schritte breit und eben so lang. Auf dem Verdeck standen die Reiskörbe und andere Sachen und da saßen auch die braunen nackten

wilden Männer mit ihren langen Haaren, welche die Talamba rudern sollten. Als nun alles an Bord war, gab Denninger ein Zeichen, die Ruderer zogen die Ruder an und nun ging's langsam den Strom hinauf.

---

2. Der Sturm.

Es war schon ziemlich spät am Tage, als die kleine Flotte von Bintang abfuhr. In Borneo ist es sehr heiß und man wollte erst in der Kühle des Abends fahren. Man kam aber nicht weit. Der Strom ist groß und breit. Er ist so breit, daß wenn ein Mann auf dem einen Ufer steht und schreit, so kann man es kaum auf dem andern Ufer hören und wenn er aus vollem Halse schreit. Da könnt ihr denken, daß das eine starke Fluth ist und daß man schwere Arbeit hat und nur langsam aus der Stelle kommt, wenn man gegen den Strom rudern muß, wie diese thaten. Und so konnten sie denn auch immer noch Bintang sehen, als die Sonne sich schon zum Untergang neigte. Da donnerte und blitzte es in der Ferne und ehe man sich's versah, brauste der Sturm daher. Nun müßt ihr euch den Strom recht vorstellen. Das ist ein Strom im wilden Lande. Da liegen keine Dörfer und Städte an dem Ufer, bei denen man anlegen kann, wenn ein Unwetter kommt. Da ist an dem Ufer nichts als hoher Wald und wieder Wald. Der Wald liegt auf beiden Ufern, wie ein Paar hohe Mauern, zwischen welchen man hinfährt. Das Ungewitter kam also daher gebraust und im Nu war es finstere Nacht, welche nur von den Blitzen erhellt wurde. Was sollten die Armen machen? Martin Lundju und Johannes Java fuhren mit ihren Kähnen an das Ufer und versteckten sich unter den Büschen. Die hatten es gut. Aber die Talamba hatte ein zu hohes Dach. Die konnte nicht unter die Büsche fahren. Die

mußte das ganze Ungewitter auf offenem Strome aushalten. Da hättet ihr einmal sehen sollen, wie die braunen Wilden rudern mußten, daß sie nicht mit Sturm und Wellen fortgerissen wurden. Sie hielten sich aber tapfer, und als die Mitternacht ankam, war alles vorüber. Der Mond schien so hell, als ob es Tag wäre und die kleine Flotte setzte in der Nacht ihre Reise weiter fort.

---

3. Das böse Gewissen.

Des andern Tages, also am Mittwoch, fuhren sie durch. Alles ging gut. Am Abend erreichten sie ein Heidendorf, welches am Ufer lag, und beschlossen, die Nacht dort zu bleiben. Als sie anlegten, hörten sie von den Wilden, daß ihr Häuptling nicht zu Hause sei. Es kam aber bald ein alter Mann zum Vorschein, der hieß Adrian Mangku. Der war früher bei unsern Missionaren gewesen, hatte etwas von dem Herrn Jesus gelernt, und es schien, als ob er ein rechtschaffener Christ werden wollte. Aber böse Heiden hatten ihn verführt und er war wieder die alten schlechten Wege gegangen. Darüber hatten ihn die Missionare oft gestraft, aber immer vergebens. Und endlich war Mangku auf und davon gegangen und man sah ihn nicht wieder. Der kam hier nun auch einmal zum Vorschein. Er war sehr freundlich und gab sich alle nur erdenkliche Mühe, um dem Missionar ein Nachtquartier zurecht zu machen. Er steckte sogleich einen Wachsstock an und klebte ihn an einen Pfeiler, damit man in der Nacht sehen könnte; er half das Zelt mit aufspannen, unter welchem der Missionar mit seiner Familie schlafen sollte, kurz er that, als ob er ein lieber Freund und Bruder wäre. Denninger freute sich schon und meinte, er würde heute Abend dem Manne ein gutes Wort sagen und ihn wieder herumbringen können. Aber — das böse Gewissen, das sich

nicht will strafen lassen! Kaum war alles so ziemlich in Ordnung und es wollte Ruhe werden, da wurde Mangku unruhig, sprach davon, daß er heute Abend noch etwas Nöthiges zu thun habe und fort müsse, und ehe sich's Denninger versah, so war der Wilde im Dunkel der Nacht verschwunden und kam nicht wieder. Erst am andern Morgen, als die Fahrzeuge abfahren wollten, erschien Mangku am Ufer und wünschte Denninger freundlich eine gute Reise.

---

4. Der unartige Muselmann.

Am grünen Donnerstage fuhren sie wieder durch und erreichten am Abend ein Dorf am Ufer. Da wohnte ein freundlicher Häuptling, Pambakal Senudin mit Namen; der nahm sie in sein Haus auf und holte auch seine Frauen hervor, die mit Frau Denninger sprechen mußten. In dem Hause war aber noch ein anderer Gast eingekehrt, auch ein Missionar, aber ein verkehrter. Ihr müßt nämlich wissen, Kinder, auf Borneo haben die Muselmänner auch Missionare: die wollen die Dajacken zu dem falschen Propheten Muhamed bekehren. Diese Missionare reisen als Kaufleute und bei ihrem Handel predigen sie die Lehre Muhameds. So einer war nun auch bei Senudin eingekehrt. Er fing auch gleich an mit unserm Missionar zu disputiren und behauptete, wenn man Muhamed folge, so würde man selig werden; der Herr Jesus könne keinen selig machen. Denninger sagte ihm, er wisse nur von Gottes Wort, wie es die Propheten und Apostel in der Bibel geschrieben hätten; das allein könne selig machen. Da sagte der Muselmann, die Propheten kenne er auch und glaube auch, was sie sagten. Und um es dem Missionar zu beweisen, fing er an die Propheten der Reihe nach aufzuzählen, blieb aber zweimal stecken, so daß ihm Denninger helfen mußte. Auch fing er an zu singen von Noah, von Abraham,

Moses, David, Salomo und dem Propheten Jesaias und endlich von Muhamed, der sei der größte Prophet. Aber von dem Herrn Jesus sang er nichts. Da sagte ihm Denninger, der sei der größte Prophet; wer an ihn, den Sohn Gottes, nicht glaube, auf den alle Propheten geweissagt, der wisse gar nichts. Nun war der Muselmann bös und spottete, ob denn Gott eine Frau habe, da Jesus sein Sohn sei, wollte auch gar nichts mehr hören und fragte Denninger: „Wie viel Weiber hast du?“ — „Eine, wie es Gottes Ordnung ist,“ erwiderte der. Da lachte der unartige Mann und pries sich glücklich, daß er eine ganze Menge habe, denn das sei die wahre Seligkeit. Es war nun mit dem Menschen gar nichts mehr anzufangen und man legte sich schlafen. Am andern Morgen wollte Denninger vor dem Hause seines Wirthes mit seinen Reisegefährten das bittere Leiden unseres Herrn Jesu in der Morgenandacht betrachten, denn es war Charfreitag; aber der Muselmann hatte auch seinen Wochenfeiertag und saß da und machte ein so lautes Geplärr, daß Denninger es für besser hielt, in seine Talamba zu gehen und von dannen zu fahren.

---

5. Die Moskiten.

Gegen Mittag erreichten sie ein Stückchen hohes Land. Das ist eine Seltenheit in diesen Sümpfen. Es wurde also ausgestiegen und die kleine Lina konnte doch etwas umherlaufen. Es dauerte aber nicht lange; man mußte weiter. Der Abend brach bald herein und ringsum stiegen Gewitter auf. Sie legten an einem hohen Ufer an und kochten beim letzten Tagesschimmer noch eben ihr Abendbrot, dann ging es wieder an Bord, denn sie waren in einer öden Wildniß und Menschen weit und breit nicht zu hören und zu sehen. Aber die Krokodille tauchten auf

und ab am Ufer, die Affen schrieen im Walde und weiße Vögel, so groß wie Störche, schwebten über dem Wasser in der Dämmerung. Es war nicht gut bleiben da. So ging es in die Nacht hinein, die Luft war schwül warm und die Moskiten waren wie wüthend auf die Menschen. Habt ihr schon einmal etwas von den Moskiten gehört, Kinder? Das ist die greulichste Plage in Borneo. Es sind große Mücken, die zu vielen Millionen des Abends und des Nachts an den dortigen Strömen schwärmen und nach dem Blute der Menschen dürsten. Ihr Stich ist sehr empfindlich und an Schlaf ist nicht zu denken, wenn sie einem um die Ohren summen. An diesem schwülen Abende waren sie gar arg und überfielen die Kähne wie toll. Auf der Talamba hatte Denninger ein kleines Zelt in der Kammer aufgespannt, um Frau und Kind gegen die Blutsauger zu schützen; zwei Dajackenmädchen hatten sich auch hineingeflüchtet; nun könnt ihr denken, wie eng das in dem Loche war. Und nun die Hitze dazu! Der Schweiß lief nur so vom Leibe herunter. Die beiden kleinen Kinder waren splitternackt ausgezogen und die Mutter schloß die ganze Nacht kein Auge, denn sie saß immer am Bette und wehrte die Moskiten ab, welche sich doch zum Zelte hineindrängten, um der Kinder süßes Blut zu saufen. Die Ruderleute draußen auf dem Verdecke mußten den vollen Angriff aushalten. Einige wehrten sich gegen die Moskiten, indem sie mit der flachen Hand auf ihre bloße Haut klaschten; andere schlugen mit einem Lumpen um sich herum. Es war gut, daß sie nicht zu fluchen anfingen, wie sonst wohl die Dajacken thun, sondern es gab viel zu lachen, weil ein jeder um sich schlug und focht, wobei er in der Finsterniß oft seinem Kameraden statt der Moskiten was abgab. Der Missionar saß auf dem Wachtposten und schaute mit scharfem Auge auf den mondhellen Strom, ob nicht ein schwimmender Baumstamm daher käme oder im Flusse festsäße. Die bringen den Kähnen

den sichern Untergang. Alles war froh, als der Tag anbrach. Da hob sich das Geschmeiß an das Ufer zurück, aber Denningers Gesicht und Hände waren ganz bunt und dick geschwollen, so hatten sie ihn in der Nacht zerstochen.

---

6. Die Osternacht.

Am heiligen Abende ging es nur langsam voran. Sie waren alle noch müde von der vorigen Nacht. Doch erreichten sie wohlbehalten die Stelle, wo links in den großen Strom ein kleiner Fluß mündet, der Sirau genannt. Den Sirau mußten sie hinauf fahren, um in das Land Sihong zu kommen. An dieser Stelle wohnt ein Häuptling am Ufer, Namens Palagon. Die Wilden sind hier schon sehr grausam und machen auf die Reisenden Jagd, um ihre Köpfe zu bekommen und dieselben an solche Leute zu verkaufen, die Todtenfeste machen. Palagon hat sich aber immer freundlich gegen unsere Missionare bewiesen und ich weiß, daß er einmal einen von ihnen des Nachts beherbergt hat und wachend neben ihm auf der Matte lag mit dem Schwerte im Arm, um ihn gegen Mörder zu schützen, die seinen Kopf haben wollten. Denninger legte also auch bei Palagons Hause seine Talamba an und freute sich, unter dem Dache des Häuptlings eine ruhige Osternacht halten zu können. Palagon nahm ihn auch mit Weib und Kind freundlich auf und die Lagerstätten wurden zurecht gemacht; die Ruderleute blieben aber unten in der Talamba. Die lagen schon im tiefsten Schlafe und Denninger wollte sich eben auch zur Ruhe begeben, als der Häuptling anfing: „deine Leute liegen unten am Wasser und du bist hier allein in meinem Hause. Es gibt hier böse Leute, die zu allen Dingen fähig sind. Wenn dir etwas Böses widerfahren sollte, so will ich keine Schuld haben.“ Der Missionar fragte ihn, was er für

Ursach habe, für ihn bange zu sein. Aber der Mann blieb dabei, es gäbe hier böse Leute; weiter sagte er nichts. Denninger erklärte ihm darauf, so wolle er sich in die Talamba begeben, nahm seine Frau und die Kinder und wollte zum Hause hinaus. Da sprang Palagon zu und drückte die Hausthür fest an. „Nein, Freund," sagte der Missionar, „zuerst wollen wir hinaus. Wir dachten in deinem Hause ganz sicher zu sein, aber du sagst anders. Meine Leute von unten kann ich nicht heraufnehmen, denn die müssen bei der Talamba bleiben." Und so kletterten sie die dunkle Stiege aus dem Hause hinunter und legten sich in der Talamba zur Ruhe. Es war die Osternacht und der Fürst des Lebens wachte an der Thür des Kämmerleins, daß ihnen kein Leid geschah. Als die Ostersonne aufging, feierten die Reisenden vor Palagons Hause mit Gesang, Gebet und Betrachtung des Wortes die Auferstehung unseres lieben Heilandes, dann eilten sie aber, daß sie in den Sirau kamen.

---

7. Durch!

Die kleine Lina hatte kein Osterei, auch kein Stückchen Kuchen, obwohl es Festtag war. Es war nicht einmal mehr Brod da. In Borneo gibt es nämlich bei den Missionaren nur Reisbrod und das läßt sich nicht in Vorrath backen, weil es nach einem Paar Tagen verdorben ist. Und nun waren Denningers schon am sechsten Tage unterwegs und das Brod längst auf. Da fand klein Linchen noch ein kleines Stückchen, das sie vorher verloren hatte. Es war schon ganz trocken und verschimmelt, aber sie mußte es jubelnd Vater und Mutter zeigen und ließ es sich schmecken, als ob's die beste Osterflade, mit Zucker und Zimmt darauf, gewesen wäre. Wenn nur klein Linchen noch einen Tag warten will, dann ist Mutter am

Lande und macht frisches Reisbrod; denn das Land Sihong war nicht weit mehr. Da kommt Johannes Java gefahren. Er war mit der Prau vorausgeschickt, um das Gebüsch aus dem Fluß zu bringen, damit die Talamba durch könnte, denn der Siraufluß war hier schon sehr eng. Was bringt denn Johannes? Schlechte Nachricht. „Tuan," sagte er, „der ganze Wald liegt im Fluß, wir können nicht durch." Der Tuan Denninger befiehlt weiter zu fahren, aber richtig, da war bald nicht mehr weiter zu kommen. Die Sihonger hatten gehört, daß der Missionar zu ihnen käme und wollten ihn doch nicht haben, denn es waren böse Heiden; da hatten sie ihre Beile genommen und hatten die Bäume am Ufer umgehauen und sie quer in den Fluß geworfen eine ganze Strecke weit. Da war an ein Durchfahren nicht zu denken; denn da lagen nicht bloß die großen Bäume, sondern eine Masse Dornen zwischen und unter und auf den Baumstämmen, daß es wie Wall und Mauer aussah. Und das waren einmal Dornen! Ein Stachelbeerenbusch ist wie Sammt dagegen. Ihr kennt doch die spanischen Röhrchen. Die waren es. Das sind hier in unsern Händen hübsche feine glatte Stöckchen und ist von Dornen nichts dran zu spüren. Nun sollt ihr aber einmal hinkommen, wo sie wachsen — und sie wachsen eben in diesen Sümpfen von Borneo — da sind es lange lange Ranken mit so greulichen Stacheln, daß die armen Wilden, die sie schneiden und damit handeln, oft Fell und Fleisch dran sitzen lassen, ehe sie ihnen den Stachelrock ausgezogen haben. Denninger besah sich die fürchterliche Mauer und sein erster Gedanke war: umkehren. Dann hätten aber die Heiden in Sihong das Evangelium nicht bekommen. Und der Herr Jesus wollte doch, daß sie es haben sollten. Da muß der Missionar gehorchen. Und überdem war es Ostern. Da heißt es: durch! „Durch des Todes Thür gebrochen aus dem Grab herfür der ganzen Welt zur Wonne!" — Und dabei blieb

es denn diesmal auch. „Gebt Beile und Aexte heraus!“ befahl Denninger seinen Leuten, „jeder an seinen Posten! Haut zuerst die großen Zweige zusammen, daß wir an die Dornen können!“ Die Dajacken gehorchten pünktlich. In einigen Stunden war die Arbeit gethan. „Nun die Haken heraus!“ hieß es weiter, „und die Dornen aufgeräumt, daß wir an die Stämme können!“ Und die Dajacken zogen den stachlichten Wust mit langen Haken aus dem Grunde und zwischen den Baumstämmen hervor. Sobald ein Baum frei war, hieß es: „Taucher hinunter und den Stamm gelupft!“ und sogleich tauchten Stück 3 oder 4 nackte Männer unter und hoben und rüttelten unten an den Aesten des Baumes, kamen bald weiter über Wasser, um Luft zu schöpfen, tauchten wieder unter, bis endlich der Baum sich bewegte und weiter mit Axt und Beil zurecht gehauen den Fluß hinabtrieb. So ging es fort bis zum Abend des zweiten Ostertags. Es war ein schweres Stück Arbeit. Die Axt haut schlecht im fließenden Wasser; die Dornen rissen jämmerlich an den nackten Leibern der Wilden; der Sirau war reißend, wie bald hätte er nicht einen Mann weggespült oder in dem Dornengeschling unrettbar verwickelt; auch war das Bergwasser kalt, die Dajacken waren oft braun und blau und bebten am ganzen Leibe. Aber kein Mann kam um und gegen die Kälte sorgte Frau Denninger reichlich mit gehörig warmem Kaffee, der das Blut wieder in Wallung brachte. Da trieb aber noch am Abend eine tüchtige Holzmasse, die man losgearbeitet hatte, den Fluß entlang und gerade auf die Talamba los, die da am Ufer angebunden lag. Denninger glaubte nicht anders als daß sein altes gebrechliches Fahrzeug zusammengequetscht werden würde wie ein papierner Kahn. Und was wäre dann aus der kleinen Lina geworden und aus dem kleinen Elias? Es gab einen tüchtigen Stoß; das war aber auch alles, dann legten sich die dicken Stämme wie ein Wall gegen das Schifflein und hielten

es so gefangen die ganze Nacht, aber unversehrt. Am Morgen kamen die Dajacken und hieben wieder munter darauf los. Dann noch ein Paar Stunden Arbeit und das Wasser war frei.

Frei und doch nicht frei. Die drei Kähne fuhren zwar wieder weiter, aber da waren so viele überhängende Zweige, Dornengeschlinge und Rohrbüsche, daß wenigstens die Talamba nicht durchkonnte. So wurden denn die beiden Kähne voraus geschickt, die mußten dem großen Fahrzeuge Bahn machen. Bald wurde auch der Fluß so eng und dabei so reißend, daß man die Talamba nicht mehr rudern konnte; sie mußte mit Stangen weiter gestoßen werden. Und dann faßte sie auch wohl einmal der Strom und warf sie eine gute Strecke wieder zurück; da war kein Halten, bis endlich die Ruderleute auf das Dach kletterten und mit langen Haken sich an die überhängenden Bäume klammerten und so das Fahrzeug hoben und zogen, so gut es gehen wollte. Und wie sie sich so mühselig und langsam fort arbeiteten, da fing's auf einmal ringsum zu summen und zu brummen an. Sie waren in ein großes Wespendorf gerathen. Wespen, so groß wie die Hornissen, hatten an den Zweigen der Bäume, welche über dem Wasser hingen, ihre Nester aufgehängt. Da hing Nest bei Nest in großen Beuteln, so weit man nur auf dem Flusse hin sehen konnte. Die Dajacken wären gern ruhig unter den Nestern hingefahren, aber die Zweige mußten abgehauen werden, sonst wäre die Talamba nicht durchgekommen. Hui, was ging da für eine Schlacht an! Wie die Wespen den Untergang ihrer Nester sahen, stürzten sie sich wüthend auf die Fahrzeuge. Denninger sprang zu seinen Kindern und suchte mit einem schweren Tuche die Bestien abzuschlagen, die aber dadurch nur noch wüthender wurden. Ein Theil der Ruderleute mußte weiter arbeiten, während andere bei ihnen standen und mit den Wespenschwärmen fochten. Nirgends war Ruh zu finden und das

Gefecht dauerte eine ganze Stunde. Aber endlich war man auch durch das Wespendorf hindurch und hatte gut gefochten. Es war auch nicht ein Mann beschädigt, auch kein Kind, da es sonst zuweilen vorkommt, daß nach dem Stiche dieser Thiere böse Fieber eintreten, die den Tod herbeiführen.

8. Sie kommen nach Sihong.

Bald nach der großen Wespenschlacht sah man ein Dorf am Ufer. Es gehörte schon halb zu Sihong. Die Einwohner standen vor ihren Hütten und schossen, daß den Kindern vor dem Krachen angst und bange wurde. Sie brauchten sich aber nicht zu fürchten. Die waren so bös nicht. Das sollte bloß so viel heißen, als wenn man bei uns einen guten Tag sagt. Die Leute waren so freundlich und lieb als wenn der Missionar ihr allerbester Freund wäre. Die Schelme! sie meinten es so gar nicht, sie fürchteten sich nur, als sie sahen, daß der Missionar sich so tapfer zu ihnen durchgeschlagen hatte. Ihr Häuptling kam selbst auf die Talamba und grüßte freundlich. Und die Frauen kamen auch herangerudert, alle in ihrem besten Staate und brachten kleine Geschenke an Reis und Früchten. Man hielt sich nicht lange bei ihnen auf, denn Denninger wollte zu dem obersten Häuptling des Landes. Er mußte zwar noch eine Nacht auf dem Flusse zubringen, weil die Talamba festfuhr; als sie aber am andern Morgen, am Mittwoch, wieder flott war, ging es unter mancher sauern Arbeit auf Telang zu, wo das Oberhaupt des Landes wohnte, was man denn auch mit dem sinkenden Abend erreichte. Am andern Morgen war das Haus des Häuptlings schon ganz voll Männer, als Denninger eintrat. Der Häuptling war gar nett und freundlich und sagte, sie seien alle versammelt, um den Lehrer mit Ehren

zu empfangen. „Warum habt ihr aber den Fluß verstopft? Wir haben es sehr schwer gehabt, zu euch zu kommen.“ — Da erzählten sie, sie hätten wollen die Pocken abhalten, daß ihnen die nicht in's Land kämen. Das logen die Schelme aber, denn sie hatten die Pocken schon lange im Lande. Das machen alle Heiden nicht anders; die sind vom Vater dem Teufel, und der ist der Erzlügner. Denninger war froh, daß er in Telang war und sagte nichts weiter; er dankte seinem lieben Herrn, daß er die Anschläge seiner Feinde zu Schanden gemacht und ihnen den Muth genommen hatte. Er nahm das Anerbieten des Häuptlings an, in der Herberge von Maratowo, das nicht weit von Telang lag, so lange zu wohnen, bis er sich selbst ein Haus gebaut habe. Da wohnte er über ein halbes Jahr und baute sich unterdessen das Haus im Walde, in dem er noch wohnt und wohin denn auch jetzt die Mützen reisen.

---

38. 2. Thessalonicher 3, 1. 2.

Lieben Kinder! Ich muß zum dritten Male mit euch über das Beten für die Mission sprechen. Die Sache ist zu wichtig. Die beiden ersten Male haben wir unseres Herrn Jesu Worte gehört; heute wollen wir eines Apostels Wort betrachten. Ich meine das, was Paulus spricht 2. Thessalonicher 3, 1. 2.

Da stehen gleich im Anfange die Worte: „Lieben Brüder, betet für uns.“ Nun das ist klar und deutlich genug. Und so klar und deutlich, wie ich die Worte da stehen sehe, so deutlich, rund und nett heraus habe ich dasselbe in hundert und aber hundert Briefen von Missionaren gelesen. Immer: „Betet für uns,“ „Betet für mich,“ „Vergiß mein nicht vor dem Thron der Gnade“

oder sonst etwas. Sie müssen es nöthig haben, das könnt ihr glauben; sie würden sonst nicht so darum betteln.

Ja aber, wo steht denn da etwas vom Beten für die Mission? — Gewiß. Wer sind denn die Leute, die „uns" sagen, „betet für uns?" Das sind drei Leute. Seht doch zu, wer den Brief an die Thessalonicher geschrieben hat. Es steht gleich im ersten Verse des Briefes geschrieben. Das ist Paulus, Silvanus und Timotheus. Die sind die „uns." Und das waren drei Missionare. Die ersuchen die Thessalonicher um ihre Fürbitte. Und so wie die das gethan haben, so machen es jetzt die Missionare auch noch. Haben die drei die Fürbitte nöthig gehabt, die doch große Leute und hohe Apostel waren, so werden es unsere Missionare noch viel nöthiger gebrauchen, die nicht so große Leute sind.

Wo steht denn aber, daß die Kinder das thun sollen? — Das steht allerdings nicht da. Es steht da nur: „Lieben Brüder, betet für uns." Und da sind zuerst die Alten gemeint. Und du kannst es immer deinem Vater sagen, Paulus hätte gesagt, er solle für die Missionare beten; das wird dein Vater auch wohl thun. Aber viele Väter thun es nicht. Die Alten vergessen das. Den Alten gehen so viele Sachen im Kopf herum; die beten oft nicht fleißig, weder für sich, noch für die Mission. Das müssen die Kinder nicht nachmachen. Die Kinder müssen lesen, was Matth. 21, 16 von den Kindern in Jerusalem geschrieben steht. Da waren auch einmal solche Alten, die hatten gar keine Lust, für das Reich Gottes zu beten, obwohl sie heilige Hohepriester und Schriftgelehrte waren. Da kamen die Kinder her und beteten, daß es schallte. Und dem lieben Herrn Jesus hat das sehr wohl gefallen, was die Kleinen thaten. Zwar wollten die Alten dem kleinen Volke den Mund stopfen und klagten bei dem Herrn Jesus, der sollte es ihnen verbieten, das hat der aber wohl bleiben lassen. Umgekehrt! „Ja," hat er ge-

sagt, „ja, das höre ich wohl, was die Kleinen thun und das gefällt mir sonderlich wohl. Habt ihr nie gehört: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet.“ Das Wort „ja,“ das sollt ihr Kinder euch wohl merken, wenn die Alten „nein“ sagen und sollt bei eurem Beten bleiben und wenn es die Alten tausend Mal unterlassen. Wo Jesus „ja“ sagt, da gilt es nicht, wenn die Alten „nein“ sagen. Und wenn hier steht: „Lieben Brüder, betet für uns,“ und die Alten wollten nicht hören, so lesen die Kleinen: „Lieben Kinder, betet für uns“ und holen nach, was die Alten versäumt haben, sonst müssen die Steine schreien.

Nun wollen wir weiter hören, was man denn für die Missionare beten solle. Man muß doch wissen, um was man zu beten hat. Das sagt denn auch Paulus ganz deutlich. Er macht einen kleinen Gebetskatechismus für die Mission. In dem Katechismus stehen drei Hauptstücke. Die soll man sich wohl merken. Und die drei Stücke soll man in seinem Missionsgebete fleißig treiben. Die Stücke sind bald gemerkt. Sie heißen also: 1) daß das Wort des Herrn laufe, 2) daß das Wort des Herrn gepriesen werde, 3) daß die Missionare erlöst werden von den unartigen und argen Menschen. Lasset uns diese Stücke eins nach dem andern besehen.

Wie lautet die erste Bitte?

Laß dein Wort laufen, lieber Herr!

Was ist das?

Wir bitten in diesem Gebet um das Wort des Herrn. Welches Wort des Herrn? Etwa: „du sollst nicht tödten,“ oder „du sollst nicht stehlen,“ oder „du sollst nicht falsch Zeugniß reden?“ Ich sage: nein. Das ist wohl auch ein Wort des Herrn, aber das ist nicht das Wort des Herrn. Das ist wohl ein Wort des Herrn, was er durch Moses gesprochen, aber das ist nicht das Wort,

was er mit seinem eigenen Munde gesprochen hat. Mit seinem eigenen Munde hat er das große Wort gesprochen: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Das ist das eigentliche Wort des Herrn, das Wort in Jesu Munde. Das Evangelium, das ist das Wort des Herrn. „Du sollst nicht tödten,“ das wissen sie allerwärts auf Erden; das braucht nicht erst in die Welt hinauszugehen. „Du sollst nicht stehlen,“ das wissen sie auch allerwärts, braucht auch nicht erst hinauszugehen. Daß aber Gott seinen Sohn gegeben, auf daß alle Menschen selig werden, das wissen sie nicht allerwärts; das soll hinausgehen, bitten wir in diesem Gebet.

Der Apostel sagt aber nicht: daß das Wort des Herrn gehe. Er sagt auch nicht: daß es schleiche. Auch sagt er nicht: daß es krieche. Sondern er sagt eben: daß es laufe. Ihr wisset doch den Unterschied von kriechen, schleichen, gehen und laufen? Wenn eine Birne vom Baume fällt und es ist ein Junge da, der sie gern haben möchte und es steht noch ein anderer dabei, da kriechen die beiden nicht nach der Birne, sie schleichen auch nicht, sondern sie laufen, was das Zeug halten will, damit sie die Birne erhaschen. Nun, da habt ihr's. Es kann kein Junge so begierig nach einer Birne sein, als Jesus nach dem Heile armer Sünder und Heiden es ist. Er kriecht und schleicht und geht nicht danach, sondern er rennt, läuft und jagt danach. Und das thut er durch die Predigt seines Wortes; mit seinem Evangelio jagt er den Sündern nach und möchte lieber heute als morgen, daß er alle die auf Erden leben, mit demselben erreichen könnte. Das will er, der Herr; aber wir, seine Boten, denen er aufgetragen hat, sein Wort so schnell als möglich laufen zu lassen, wir schleichen, kriechen und gehen ganz sacht, als ob's noch lange Zeit hätte, kommen wir

heute nicht, so kommen wir morgen. Das peinigt den Herrn Jesus. Und das weiß Paulus, sein Knecht. Und darum hat er geboten, daß wir beten sollen: „Laß dein Wort laufen, o Herr! Laß uns nicht faul und lässig sein, sondern hurtig unsere Beine und Hände rühren, daß dein Wort in alle Welt hinaus laufe, denn du hast wenig Zeit und kannst nicht warten, und wir möchten doch gern nach deinem Willen thun."

Wollt ihr einmal sehen, Kinder, wie das Wort des Herrn gekrochen und geschlichen ist, statt zu rennen und zu laufen? und das alles um unserer schändlichen Trägheit willen. — Seht nur die Weltkarte an! Die Welt ist freilich groß, Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien; aber es ist noch viel länger her, daß das Evangelium in der Welt gepredigt wird, länger als 1800 Jahre. Hätten sich die Christen fleißig an die Verkündigung des Evangeliums gegeben, so würde schon längst kein Land mehr in der Welt sein, in welchem nicht das Evangelium gepredigt wäre. Aber, daß Gott erbarm, wie viel fehlt da noch, wenn man nur Asien und Afrika ansieht! Das kommt davon, wenn das Wort nicht läuft, sondern kriecht. Da bleiben von 1000 Millionen Menschen nach 1800 Jahren noch 600 Millionen über, die noch nichts gehört haben.

Nun, da soll man denn fleißig beten: „Laß dein Wort laufen, Herr! es hat lange genug gekrochen!" Und damit ihr an diese allererste Bitte in eurem Gebetskatechismus erinnert werdet, so stellt euch einmal eine chinesische Sänfte vor, und darinnen sitzend unsern Missionar Krone. Daß das nicht sehr rasch geht mit den vieren, die die Sänfte tragen, das versteht sich von selbst: sie nehmen sich gehörige Zeit. — „Wie kann aber auch ein Missionar in der Sänfte reisen? warum läuft er nicht zu Fuß durch's Land, oder setzt sich zu Pferde, oder zu Wagen, oder fährt mit der Eisenbahn? da käme er doch schneller fort und es sähe doch nicht so erschrecklich vornehm

und hochmüthig aus, sich von Menschen tragen zu lassen." — Ja, du redest, wie du klug bist. Eisenbahnen, Wagen und Pferde gibt's dort in China nicht; das ist eins. Und dann: zu Fuße reisen könnte man wohl, aber man kann nicht, wenn man nicht auf der ersten Meile Wegs unter den Räubern liegen will, von welchen das ganze Land voll ist. Die viere, die an der Sänfte tragen, gehen freilich langsam, aber sie sind doch so viel wie eine Polizei und wehren die Räuber ab. Deshalb reist dort jeder in der Sänfte und es ist das so wenig hochmüthig, wie wenn sich hier einer auf die Post oder Eisenbahn setzt. Da wollen wir also die Sänfte nicht schelten und auch den Missionar nicht, der darin sitzt, sondern dem Herrn danken, daß das in China noch geschehen kann. Aber bitten wollen wir ihn: „Lieber Herr, da sehe ich dein Wort in der Sänfte kriechen, das geht doch gar zu langsam; da hat unser Missionar in 3 Jahren erst 100 Dörfer besuchen und darinnen predigen können, wie lange soll das dauern, wenn's so fortgeht? du weißt doch, daß 366 Millionen Menschen und viele Tausend Städte und viele Zehntausend Dörfer in China sind; die haben alle dein Wort noch nicht gehört, wann sollen die es in den Sänften bekommen? Schaffe doch die Räuber aus dem Wege, daß deine Boten frei ziehen können, und bringe Post und Eisenbahn nach China, daß man rascher über den Weg kommt, oder thue sonst etwas, was ich nicht weiß, nur laß es nicht mehr so langsam gehen." Und so weiter für alle Länder und Völker, zu denen das Wort des Herrn noch nicht gekommen ist.

Wie lautet die zweite Bitte?

Laß dein Wort gepriesen werden, lieber Herr, wie bei uns.

Was ist das?

Als Paulus zu den Thessalonichern kam, da waren dieselben dumme Heiden. Als er ihnen aber das Evan-

gelium predigte, da wurden sie froh und lobten und priesen das gute Wort, das er ihnen gesagt hatte, denn sie waren darüber selige und vergnügte Leute geworden. Darum sagt er: „wie bei euch.“ Und ich habe einmal von einem andern Missionar gehört, welcher Heiden den Spruch vorlas: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab.“ Da fragte ihn ein Heide: „Sage mir, ist das wirklich wahr, daß Gott dich und uns alle so geliebt hat, daß er seinen eingebornen Sohn für uns hingegeben hat?“ Der Missionar bestätigte das und sprach: „Das ist wahrhaftig wahr.“ Da rief der Heide aus: „Und von dieser Liebe kannst du ohne Thränen reden?“ Und dabei weinte er vor Scham und Freude. Das heißt das Wort des Herrn preisen.

Es frägt sich nur, ob du sagen kannst: „wie bei uns,“ ob bei euch auch das Wort gepriesen wird, in eurem Dorfe, in eurer Stadt, in eurer Schule, in eurem Hause, von deinem Vater, von deiner Mutter, von deiner Schwester, von deinem Bruder, von dir? Gelaufen ist das Wort zu euch, das weiß ich wohl; es wird ja in eurer Schule gelehrt und dein Vater hat seine Bibel in der Hand und deine Mutter ihr Gesangbuch und du und dein Bruder ihr habt noch obenein euren Katechismus dazu, in welchen allen das gute und süße Wort steht, das der Heide mit Thränen in den Augen pries. Werden denn aber bei euch auch die Augen naß, wenn man das Wort predigt und lehret und liest? Oder sitzen die Leute bei euch in der Kirche wie Stöcke und Steine, welche nicht weinen können weder vor Leid noch vor Freud? Das frägt sich. Und danach richtet es sich, ob du die zweite Bitte beten kannst. Ist es wie in Thessalonich, so auch bei auch, und bei euch wie in Thessalonich, so hat's keine Noth, dann soll's mit der Bitte schon wohl gerathen. Ist es aber bei euch nicht wie in Thessalonich, dann wird es schlecht gerathen und du kriegst das Gebet nicht zu Stande.

Und dann denke einmal an mich, was ich dir hier gesagt habe. Es sind drei kleine elende Worte, aber für solche Leute sind sie wie drei große Berge, die ihnen in dem Wege und auf dem Herzen liegen, daß sie nicht beten können, wie sie sollen. Steht es aber bei euch gut mit den drei Worten, dann nur frisch heraus: „Liebster Herr, dein Wort ist eine süße Speise, wir haben es wohl geschmeckt; nun mache doch, daß es allen Heiden, die es hören, so wohl schmecke wie uns."

Ich muß euch doch da eine kleine Geschichte erzählen, welche ich neulich von einem unserer Missionare hörte. Der wohnt in Worcester im Caplande. Worcester ist ein hübsches Dorf, hübscher als manche Dörfer hier. Es wohnen nicht lauter Heiden darinnen. Die Heiden haben das Dorf auch gar nicht angelegt. Im Caplande wohnen nämlich seit vielen Jahren Holländer, Franzosen, Engländer, auch Deutsche, welche dort eingewandert sind und sich angebaut haben. Man nennt sie die Colonisten. Die haben denn auch das Dorf Worcester gebaut. Vor dieser Zeit hielten diese Leute ihre Sklaven, um ihr Land zu bauen. Das waren dieselben Sklaven wie die in Westindien, von denen ihr gewiß gehört habt, arme Neger aus Afrika, welche dort geraubt oder gefangen und dann an die Sklavenhändler verkauft waren. Allein seit 20 Jahren dürfen sie keine Sklaven mehr halten; das will England nicht haben, welches im Caplande zu befehlen hat. Vor 20 Jahren mußten alle die Sklaven frei gegeben werden; es war ihrer eine große Zahl. Die blieben nun im Lande sitzen. Es wäre wohl mancher gern wieder dahin gegangen, woher er geraubt worden war, denn in Afrika war er ja, aber der Weg war doch meistens sehr weit und in Afrika ist schlechtes Reisen in der Wüste. Außer diesen Negern sind auch noch einige Hottentotten im Lande, und ein Paar Kaffern dazu, auch etliche Betschuanen und Bassuto, die nicht weit vom Caplande wohnen. Und

alle diese Leute heißen Farbige oder auch Schwarze. Sie haben alles, nur keinen Gott; es sind arme blinde Heiden. Die Colonisten sind zwar Christen und es gibt auch manche fromme Seelen unter ihnen, aber die allermeisten bekümmern sich um das Seelenheil ihrer schwarzen Mitmenschen nicht. Und in ihre Kirche lassen sie dieselben auch nicht kommen, denn der weiße Mann kann das nicht leiden, wenn ein Farbiger bei ihm sitzt. Da sind denn Missionare hingegangen und predigen diesen Leuten das Wort des Herrn. Und das kann ich euch sagen: es sind da unter den 50 bis 60,000 schwarzen Leuten Christengemeinden entstanden, an denen man seine herzliche Freude haben kann. Wir haben auch 5 solcher Gemeinden. Zu diesen gehört denn auch die in dem Dorfe Worcester, von welcher ich euch jetzt etwas erzählen will. Da leben die Schwarzen unter den Colonisten als Tagelöhner und Handwerker, meistens arme oder doch nicht bemittelte Leute. Ihr müßt euch das so denken, wie hier zu Lande die Juden unter den Christen leben, nur daß der Juden lange nicht so viele sind. Ein Paar Tausend in und bei Worcester sind noch Heiden, aber etwa viertehalbhundert, groß und klein, sind Christen geworden. Für die ist im Dorfe eine schöne große Kirche gebaut, an der sie auch viel mitgeholfen haben und in der Kirche wird ganz wie bei uns am Sonntage und in der Woche das Wort des Herrn gepredigt. In die Kirche gehen aber nicht bloß die, welche Christen geworden sind, sondern auch viele Heiden. Nun hing in dem Thurme dieser Kirche bis voriges Jahr eine Glocke, die war sehr klein. Sie war so klein, daß man sie in den fernen Theilen des Dorfes gar nicht hören konnte, besonders wenn der Wind ging. Uhren haben die Schwarzen nicht und so kam es wohl, daß mancher nicht wußte, wann die Kirche anging, obwohl die kleine Glocke geläutet hatte. Da sagte mir der Missionar, ich sollte ihm doch ein Paar Glocken machen lassen, aber groß

müßten sie sein, daß man sie weit hören könnte; was die Glocken kosteten, das wollten die Leute schon selbst bezahlen, wenn es nur gute große Glocken wären. Da dachte ich: „Ihr wollt wohl große Glocken haben, aber große Glocken kosten großes Geld und das könnt ihr armen nicht aufbringen und unsere Mission hat auch so wenig, daß sie das für euch nicht bezahlen kann; was soll da werden?“ Es wurde aber doch etwas. Ich kam einmal nach Düsseldorf, als die kunstfertigen Leute im Rheinland dort ihrer Hände Arbeit zur Schau ausgestellt hatten; sie nennen es eine Gewerbeausstellung. Ich dachte, du sollst doch auch einmal in das Haus gehen und dir die Sachen ansehen. Und da sah ich denn auch Glocken hängen, große Glocken, die läuteten ganz schön und was mir besonders gefiel, sie kosteten wenig, grade noch einmal so wenig als sonst die Glocken kosten. Es hatte nämlich eben ein geschickter Mann an der Ruhr die Kunst erfunden, aus Stahl Glocken zu gießen, was man vorher nicht verstand und viel billiger kommt als der bisherige Glockenguß. Und der Mann hatte seine Glocken da aufgehängt. Da dachte ich: „das ist was für die in Worcester.“ Und kaufte denn so ein Paar Glocken, eine große und eine kleinere und schickte sie nach dem Caplande. Als die Glocken in Worcester ankamen, da war die Freude groß, aber der Thurm war zu klein, die Glocken konnten nicht darin hängen. Jetzt hängen sie darinnen und läuten ganz lustig, denn die Leute haben den Thurm größer gebaut. Aber noch ehe das fertig war, mußten die Glocken schon ihre Arbeit thun. Man baute neben der Kirche einen Glockenstuhl, wie man das nennt, aus hölzernen Balken, und hing die Glocken hinein. Am Sonntage vor Weihnacht im vorigen Jahre war alles fertig und die Glocken hingen in ihrem Stuhle. Die Sonne war kaum über den Worcesterschen Bergen aufgegangen, so standen auch schon die Schwarzen in dichten Haufen

um die Glocken her und lauerten darauf, daß sie zu rufen anfingen. Und wie man die Stränge anzog und die Glocken ihre großen Zungen regten, daß es in gewaltigen Tönen weithin durch das große Dorf erklang, da hättet ihr einmal sehen sollen, was das unter den schwarzen Leuten gab! Die Alten knieten umher auf der Erde mit gefalteten Händen ganz stumm und verstarret, immer nur ihre Blicke zu ihren Glocken gewendet, und die Jungen hatten sich erst nicht heran getraut und standen von ferne an der Ecke der Schule und guckten und horchten ganz ängstlich, wie die beiden dicken Prediger von der Ruhr ihre Stimmen erhoben, bis sie sich allmählich ein Herz faßten und immer näher und näher rückten, als sie sahen, daß die beiden auf ihrem Predigtstuhl keinem Menschen was zu Leide thaten. Da stand denn endlich alles Volk um die Glocken herum. Aber einer stand oben auf den Balken grade dicht vor den Glocken. Es war ein alter Neger aus Mozambik auf der Ostküste von Afrika. Er hieß Jakob und war ein lieber Christenmensch. Er war als ein kleiner Heidenknabe aus seiner Heimath geraubt, hatte dann in der Colonie, welche die Portugiesen in Mozambik haben, sich eine Zeit lang aufgehalten und war darauf nach dem Caplande verkauft worden. Also dieser Jakob stand oben vor den Glocken. Eben hatte das erste Geläut aufgehört und die Glocken hingen stille. Da stand Jakob und war vor Freuden über die Glocken ganz außer sich. Besonders die große, die dicke — die hatte er in's Herz geschlossen. Er streichelte sie mit den Händen, wie man einen Hund und ein Pferd streichelt, wenn man's lieb hat. Als das der Missionar sah, rief er hinauf: „Jakob, hast du die Glocke so lieb?" Da drehte sich der Alte nach seinem Missionar um und die dicken hellen Thränen liefen ihm über seine schwarzen Backen. „Ja, mein Herr," sagte er, „ich habe die Glocke lieb. Ich habe schon die große Glocke gesehen und gehört im Portugiesen-

lande, als ich ein kleiner Junge war. Die läuteten nur in meine Ohren; aber diese da rufen in mein Herz." — „Was rufen sie denn in dein Herz, Jakob?" fragte der Missionar. — „Jesus nimmt die Sünder an," antwortete der Neger. Da machte der Missionar, daß er davon kam, denn es gingen ihm vor Freude die Augen über. Und darüber kann man sich allerdings auch freuen, daß einem das Herz im Leibe springt, wenn ein Mensch darum vor Freude Thränen weint, daß Jesus Sünder annimmt. Die Thränen, die preisen das Wort des Herrn. Auch bei euch? —

Wie lautet die dritte Bitte?

Erlöse die Missionare von den unartigen und argen Menschen, lieber Herr.

Was ist das?

Paulus erklärt das selbst, wenn er hinzusetzt: „Denn der Glaube ist nicht jedermanns Ding." Daher kommen die unartigen und argen Menschen. Du sollst dich also nicht wundern, wenn ein Missionar von unartigen Leuten geplagt wird. Das muß so sein. Man stellt sich das Ding oft anders vor. Man denkt sich die Heiden, als ständen sie da und nähmen den Missionar mit beiden Armen auf, wenn er zu ihnen käme und rissen sich die Augen aus, wenn's möglich wäre und gäben sie ihm. Ja, es kommt auch das vor; aber das ist selten. Darüber später einmal. In der Regel ist es nicht so. Und der Missionar muß froh sein, wenn sie ihn unter sich wohnen lassen. Und predigt er dann, so sind wohl welche, die seinen Worten glauben; aber das Glauben ist nicht jedermanns Ding. Da sind andere, die glauben nicht, die haben den Teufel lieber als den Herrn Jesus und wollen lieber weiter saufen als nüchtern werden. Allen solchen ist der Missionar ein sehr unangenehmer Mann und sie werden unartig gegen ihn, ja recht arg und boshaft

können sie gegen ihn werden. Paulus weiß ein Lied davon zu singen 2. Cor. 11, 23—25. Darüber hat schon mancher Missionar sein Leben lassen müssen. Nun, da sagt der Apostel, ihr solltet für die Missionare beten, daß der Herr sie von solchen Buben erlösen wolle. Das ist die dritte Bitte.

Ich will euch gleich einmal ein kleines Verzeichniß von solchen unartigen Leuten her schreiben, welche unsere Missionare jetzt plagen. Am schlimmsten geht es unter den Hottentotten. Eine Weile ging es da gut und das Wort lief und wurde von den Heiden gepriesen, daß man sich nur freuen konnte. Aber dann kam der Teufel los und der macht nun jetzt den armen Missionaren viel zu schaffen, besonders durch die Häuptlinge der verschiedenen Hottentottenstämme. Ich will euch solche Häuptlinge nennen; wir kennen sie wohl. Sie sind nicht alle unartig. Da ist z. B. einer, der heißt Amraal, ein freundlicher alter Mann, der uns einen Brief geschrieben hat, wir sollten ihm doch einen Missionar schicken. Und den hat er denn auch im Anfange dieses Jahres bekommen. Er wohnt ganz tief in der Wüste Südafrika's, wo selten ein weißer Mann hinkommt. Aber so sind die andern nicht; es ist eben der Glaube nicht jedermanns Ding. So wohnt da ein anderer Häuptling, ein sehr mächtiger und kluger Mann. Der heißt Haramub oder Warzenauge, weil er eine Warze am Auge hat. Man nennt ihn auch wohl Jonker Afrikaner. Das ist ein Räuber und ein Säufer, der setzt das ganze Land in Brand durch seine Bosheit. Er hat früher einmal das Wort des Herrn lieb gehabt, nachher aber ist er wieder verkehrt. Und das sind die schlimmsten. Der hat schon etliche unserer Missionare aus dem Lande gedrängt und die noch dort wohnen, quält und plagt er. Dicht dabei wohnt ein anderer, auch mächtiger Mann, heißt Oasib. Der hat zwar noch den Missionar bei sich, aber er glaubt noch nicht und ist ein

unruhiger Mensch, der immer mit Jonker kriegt. Und dann nicht weit davon ist Huisib, der haust auf Rehoboth mit seinem Volke und hat früher dem Missionar Freude gemacht; aber jetzt plagt er ihn, denn er ist ein Räuber und ein Säufer geworden und der Missionar ist in großer Noth. Und dann noch ein bischen weiter ist Uichab an der Wallfischbai, hat auch einen Missionar bei sich, aber er zieht mit seinen Leuten zum Raube aus und läßt sie nicht beim Worte bleiben und sucht in der Schande seine Ehre, dafür ihn auch jetzt der Herr an seinem Leibe schwer gestraft hat. In dessen Nachbarschaft liegt der alte Booi mit seinem Volke, ein alter Geizhals, dem die Ochsen lieber sind als das Evangelium, der sein Volk immer weiter von dem Missionar weg in die Wüste führt. Und dann sein Vetter, der Häuptling von Bethanien, David Christian. Ihr hört schon an seinem Namen, daß er getauft ist von unserm Missionar, aber er ist auch wieder verkehrt worden und säuft und zieht in der Wüste umher, daß der Missionar ihn nur dann und wann auf Bethanien zu sehen bekommt; so sitzt der letztere fast ganz allein auf dem Platze und hat nur wenige Leute bei sich. Besser steht es schon mit seinem Nachbar auf Versaba, dem Paul Goliath, auch einem getauften Häuptling. Der macht dem Missionar manche Freude und hat auch das Wort lieb; aber er ist doch zuweilen noch unartig und verkehrt und plagt seinen Missionar. — Bei dem halben Dutzend unartiger Leute wollen wir es einmal lassen, Kinder; es ist genug und mehr als genug. Später erzähle ich euch von diesen Leuten weiter. Heute führe ich sie nur bei Namen an und wenn nun eins oder das andere von euch die dritte Bitte für unsere Missionare beten will, das nehme die sechs in's Gebet und sage zu dem Herrn: „Lieber Herr, da sind unartige Hottentotten, die unsere Missionare plagen, Haramub, Oasib, Huisib, Uichab, Booi und David Christian, diese sechs; bekehre die doch, daß sie

dein Wort preisen; und wollen sie sich nicht bekehren, dann leg' sie matt, daß sie nicht können wie sie wollen und deine Boten von ihnen erlöst werden und dein liebes Wort wieder und weiter laufen könne und gepriesen werde, wie — bei uns."

„Bei uns" — das bleibt die Frage.

---

39. Ein lieber Brief.

M. b. B., 11. Oct. 1855.

Mit schweren und harten Prüfungen hat mich der liebe Gott im Laufe dieses Sommers heimgesucht, indem er meine beiden innigst geliebten Kinder, zwei Töchterchen, das eine 3½ Jahre und das andere 7 Jahre alt, und zwar das jüngste nach ganz kurzem, das älteste jedoch erst nach langem viermonatlichen sehr schmerzlichen Krankenlager durch den Tod entrissen hat. Doch des Herrn Wille ist geschehen, er hatte sie mir gegeben, er hat sie mir genommen, sein Name sei hochgelobet. Das ist mein und meiner lieben Frau einziger Trost und sichere Hoffnung, daß wir unsere lieben Kinderchen dort oben bei dem Herrn, an dem sie mit festem Glauben und inniger Liebe hingen und zu dem sie sich so sehnlich wünschten, wiederfinden werden; denn wer so stirbt, wie meine Kinderchen, besonders wie mein ältestes, der kommt gewiß zum Herrn. Dieses ertrug seine lange, schmerzliche Krankheit mit der größten Geduld und Liebe zum Herrn. In den letzten Tagen seiner Krankheit verlangte es besonders mit großer Sehnsucht abzuscheiden, um bei dem Herrn zu sein, wovon sein inniges Gebet zeugte, indem es aus dem Herzen sprach: Ach, lieber Gott, hilf doch meinen lieben Eltern, die sind gar zu traurig und ich leide so große Schmerzen. Gleich darauf betete es: Ach Herr Jesu, warum bleibst du denn so lange? Als ich es hierauf fragte: Liebes Elischen,

stirbst du denn gerne? antwortete es: Ach, von Herzen gerne, lieber Papa. Wenn ich es fragte: woran denkst du, liebes Elischen? dann war stets seine Antwort: An den Himmel, an den Herrn Jesum und seine Engel. Der Herr erhörte endlich sein Seufzen und rief es sanft und selig ab. Als es entschlafen war, ruhte ein himmlischer göttlicher Friede auf seinem Angesichte.

In seiner Krankheit und noch in den letzten Tagen seines Lebens bat es mich und meine liebe Frau, doch das Geld aus seiner Sparbüchse, 20 Sgr., wenn es sterben sollte, der Mission für die armen Heidenkinder, die den Herrn Jesum nicht kennen, zu geben. Treu seinem Wunsche folgen anbei diese 20 Sgr. und noch 10 Sgr. für unser liebes kleines Pinchen, das ebenfalls bereits den Herrn Jesum kannte und liebte, also zusammen ein Thaler. — Mein kleines Pinchen war nur drei Tage krank am Scharlachfriesel und Hirnentzündung, da rief es der Herr, ganz sanft und ohne Schmerzen, ab. Sein älteres Schwesterchen war bereits seit einigen Tagen am Scharlachfriesel krank und es mußte allein schlafen. Abends, wenn es zu Bette gebracht wurde, fragte es stets: Soll ich denn jetzt allein beten! Und dann betete es sein Liedchen: Müde bin ich, geh' zur Ruh ꝛc. und: Jesus im Herzen ꝛc. so innig, so freudig, daß es eine Lust war, zuzuhören. Paar Tage vor seiner Krankheit sagte es ganz unerwartet: Ich sterbe und komme in den Himmel, dann spiele ich mit den Engelchen mit goldenen Aepfelchen. Meine liebe Frau sagte darauf: Ei, Pinchen, du wolltest ja nicht sterben! Darauf sagte es: doch, ich will sterben. Aehnlich hat es sich auch in mehreren Häusern ausgedrückt.

Ja, ich habe zwei liebe liebe Kinder verloren, doch der Herr hat es gethan, sein Rath ist ja stets der beste. Er hat sich auch an mir und meiner lieben Frau nicht unbezeugt gelassen, sondern uns mit seinem himmlischen Troste erfüllt, obwohl unser Herz über die Trennung noch blutet.

---

40. Eine Todtenfeier.

Lieben Kinder! Ich schreibe euch dieses Blättchen am Todtenfeste. Ich besinne mich, ob in dem letzten Jahre eins aus der Reihe unserer Missionare entschlafen ist und finde, der Herr hat sie uns alle gelassen. Das ist eine große Gnade unseres lieben Gottes, für die wir ihm nicht genug danken können. Wir haben jetzt 75 Männer und Frauen in Afrika und Asien, welche an dem Werke des Herrn dienen, und die haben an 120 Kinderchen; das ist schon eine große Familie. Welchen Gefahren des Leibes und Lebens sind die nicht meistens draußen ausgesetzt! Und doch alle beisammen geblieben in dem Jahre! Das ist nicht jedes Jahr so gewesen. Es ist schon mancher von uns entschlafen. Und da sind mir drei Knaben eingefallen, die auch schon aus der Zeit gegangen sind. Deren Gedächtniß will ich in diesem Blättchen mit euch feiern.

1. Andreas Fix.

Wir haben im Caplande einen Missionsplatz, der heißt Eben-Ezer. Die Leute, die da wohnen, sind Hottentotten. Seit 1832 lassen wir ihnen das Evangelium predigen. Unter diesen Hottentotten war einer mit Namen Andreas Fix; seine Frau hieß Hanna. Sie hatten 7 Kinder, Jungen und Mädchen. Als unser Missionar nach Eben-Ezer kam, waren sie alle noch dumme Heiden; aber auf dem ganzen Platze gab es keine so freundlichen und gutmüthigen Leute, als die Fix welche waren, die jungen wie die alten. Es können auch Heiden freundlich und gutmüthig sein, darum sind sie noch keine Christen. Dabei waren sie nach ihrer Art ganz kluge Leute. Wie alle Hottentotten, so lange sie wild sind, konnten sie nur bis 10 zählen, auch die Alten konnten nicht mehr; aber wenn sie Abends ihre Heerde in den Kraal trieben, so wußten sie auf ein Haar, ob eins daraus fehle, ohne sie gezählt

zu haben und wenn es 200 bis 300 Schafe waren. Da hatte jedes Schaf seinen Namen, jedes nach seiner Natur und Gaben. Das eine hieß Langohr, das andere Stuppschwanz oder Fahlblesse, Schwarzblesse, Apfelschimmel, Tigerbunt, Rothschiller, Fahlkopf, Rothvorn, Schwarzhinten und wie die vielen Namen weiter heißen. Und wer die Schafe weidete, der hatte alle im Kopf. „Ohm," sagte eines Abends eine kleine Nichte des alten Fix, als sie mit der Heerde nach Hause kam, „Ohm, der Weißlangohr ist nicht bei den Schafen." Die Heerde aber war 235 Stück groß. Fix sieht nach, und der Weißlangohr fehlte. Er schlich sich in die dunkle Nacht hinaus und lauert an einer Hütte, wo er meint, daß der Dieb drin sei. Und richtig, es dauert nicht lange, so kommt auch der Dieb und der Weißlangohr auf seiner Schulter; der arme Schelm war aber schon geschlachtet und konnte nie wieder mit auf die Weide gehen.

Nun, dieser Andreas Fix hatte einen Jungen von 12 Jahren, welcher auch Andreas hieß. Er war ein kluger Junge und gutmüthig, wie sein Vater und seine Mutter. Deshalb war er auch bei Missionars Ziegenhirt geworden. Der Missionar blieb nicht lange auf Eben-Ezer; er mußte bald nach Deutschland zurück. Als er abreiste, sagte er zu Andreas Fix: „Gib mir deinen Jungen mit, er soll mein Diener sein." Und der Alte war so gutmüthig, daß er ja sagte, obwohl er nicht hoffen konnte, daß der Missionar sein Kind jemals wieder brächte, denn der sollte gar nicht wieder nach Afrika kommen. Aber die Mutter Hanna, obwohl sie noch eine Heidin war, riß sich los von ihrem Andreas, als der Wagen fortfahren wollte und tröstete sich damit: „Vielleicht ist es zu seiner Seligkeit gut." Es war im Jahre 1834, als der kleine Hottentott vom Cap mit dem Schiffe abfuhr.

Der Missionar war aus Thüringen und dahin nahm er denn auch den Jungen mit. Es war wahrscheinlich der

erste Hottentott, der die Thüringer Berge sah. Auch den Brocken bekam er zu sehen, und unter dem Brocken noch etwas, was er zwar schon in Afrika mit sich herumgetragen und über das Meer mit herüber gebracht, aber unter dem Brocken erst entdeckt hatte. Da rathet einmal: was ist das? — Das war seine Sünde. Es kann ein Mensch noch viel älter werden, als Andreas Fix und entdeckt das böse Ding doch nicht. Nun, also dieser lernte es bei einem Pastor unter dem Brocken kennen, der den Jungen zu sich nahm und ihn wie ein Kind vom Hause hielt. Ich kenne den lieben Mann, auch die Frau Pastorin dazu und grüße die beiden bei der Gelegenheit und danke noch nach Jahren für die Barmherzigkeit, welche sie dem armen Fremdling erwiesen haben. Als Andreas seine Sünde etwas kannte, da lernte er auch den Herrn Jesus etwas kennen, von dem er zwar in Afrika schon gehört hatte, aber wenn ein Junge von seiner Sünde nichts weiß, dann versteht er auch von dem Herrn Jesus nichts und wenn er tausend Predigten hörte. Das geht den alten Knaben aber nicht anders und wenn sie 70 Jahre alt würden.

Als Andreas eine Weile bei dem guten Pastor gewesen war, hielt man es für gut, wenn er hierher nach Barmen in das Missionshaus käme. Das geschah denn auch im November 1835. Hier verrichtete er allerhand kleine Dienste im Hause, erhielt von einem Missionar, der zurückgekehrt war, des Morgens seinen Unterricht, und des Nachmittags ging er in eine benachbarte Schmiede- und Schlosserwerkstätte, um dieses Handwerk zu erlernen, denn das konnte er gut gebrauchen, wenn er einmal nach Afrika zurückging. Alle im Hause hatten den braunen Knaben lieb; er war ein dienstwilliger und folgsamer, stiller und bescheidener Junge; manchmal etwas träge, das machen jedoch die Afrikaner nicht anders. Was aber besonders lieb war, das war, daß man spüren konnte, er bete und halte einen verborgenen Umgang mit seinem Gott.

Er war ein frohes einfältiges Kind und als es Weihnachten wurde, stand er in der Nachbarschaft unterm Christbaum mit andern kleinen Kindern und sagte sein Sprüchlein auf: „Er ist auf Erden kommen arm, daß er unser sich erbarm, und in dem Himmel mache reich, und seinen lieben Engeln gleich.“

Damals wußte er noch nicht, daß ihn sein lieber Herr Jesus bald in den Himmel nehmen und dort sehr sehr reich machen wolle. Als aber der Frühling kam, machte sich der kleine Fremdling zur Heimfahrt bereit. Er hustete viel und der Arzt sagte, es sei die Auszehrung. Als es Sommer ward und die Pfingstrosen blüheten, während in seiner Heimath die winterlichen Stürme über die kahle öde Steppe wehen, legte sich der Knabe in's Bett, und stand nicht wieder auf. Die Zöglinge im Hause pflegten ihn mit vieler Liebe und er trug sein Leiden mit großer Geduld; das Wort Gottes war sein Trost. Wie es aber solchen Kranken geht, so hatte auch er große Hoffnung und trug sich mit Gedanken, wie es sein werde, wenn er einmal wieder nach Eben-Ezer käme und seinen Vater und Mutter sähe. Als er einst den Inspector des Missionshauses bat, für ihn einen Brief an seine Eltern zu schreiben und dieser ihn dictiren ließ, so hieß es unter andern: seit einem Jahre habe er den Herrn Jesus so lieb und könne so freudig zu ihm beten, weil er ihm seine Sünden vergeben habe. „Soll ich nicht lieber schreiben,“ fragte der Inspector, „weil du hoffest, er habe dir deine Sünden vergeben?“ — — „Nein, nein, er hat es gethan und darum habe ich ihn so lieb.“ Solch einer muß die Taufe lieber heute als morgen haben. Er verlangte sehnlich danach. Und so taufte man ihn denn auch am 1. Juli auf seinem Bette. Sein braunes Gesicht leuchtete vor Freuden und sein Mund bezeugte, daß der Herr Jesus bei ihm sei. Das ist die einzige Heidentaufe, welche im Missionshause selbst geschehen ist. Der Knabe

hatte sich den Namen „Christian" gewählt, und die Zöglinge hatten einen schönen Bogen Papier genommen, den Namen hübsch verziert darauf geschrieben und an dem Bette aufgehängt; auch hatten sie es mit frischen Blumen bekränzt. Darüber freute sich das neugeborne Gotteskind in aller Einfalt sehr und bat, sie sollten ihm doch auch den schönen Vers da einmal singen. Sie hatten nämlich unter den Namen noch geschrieben: „Ich bin getauft auf deinen Namen, Gott Vater, Sohn und heiliger Geist; ich bin gezählt zu deinem Samen, zum Volk, das dir geheiligt heißt; ich bin in Christum eingesenkt, ich bin mit seinem Geist beschenkt." Und da gingen sie denn in die Nebenstube und sangen ganz leise den lieben Vers und der Hottentottenknabe lag da mit gefalteten Händen und lächelndem Angesichte. — Nun eilte der Herr mit ihm aus der Zeit. Er litt viel, aber er litt in Geduld und ergeben. Neun Wochen nach seiner Taufe seufzete er in der Nacht im Todeskampfe: „Ach, Herr Jesu, nun hilf mir doch durch!" Und er half ihm durch in sein himmlisches Reich. Sein Vater aber und seine Mutter Hanna und alle seine Geschwister haben sich zu dem Herrn bekehrt und sind liebe Christenleute in unserer Gemeinde zu Eben-Ezer geworden.

2. Philippus Cornberg.

Ich habe euch schon erzählt, daß wir in demselben Lande, woher Andreas gekommen war, auf dem Dorfe Stellenbosch Missionare haben. Bei Stellenbosch liegt eine Gegend, welche man die Klapmütz nennt. Hier war einmal ein Heide, der hieß Merkur. Der hatte einen kleinen Jungen und da in Klapmütz keine Schule war, so stellte er denselben, 9 Jahr alt, zu seinen Ziegen, um die zu hüten. Der Junge wuchs auf, wie die Ziegen, lernte nicht lesen und nicht schreiben, nicht singen und nicht beten. Aber weinen, das hat er gelernt. Seine Mutter war nämlich nicht mehr da. Sie war seinem

Vater davongelaufen und der hatte wieder eine andere Frau genommen. Die hatte den kleinen Jungen gar nicht lieb; sie gab ihm mehr Schläge als Brot. Da konnte er also das Weinen gut lernen. Und da er das vierte Gebot nicht kannte, weil er ein Heide war, so ist er gegen seine Stiefmutter auch viel unartig gewesen, wie das so die Heidenkinder und auch andere Kinder wohl machen. Da kamen einmal unsere Missionare nach der Klapmütz hinaus und predigten. Der alte Merkur ging hin und hörte zu. Und der kleine Ziegenhirt lief auch mit und hörte noch fleißiger zu als sein Vater. Er war eine kleine seufzende Creatur, warum sollte er nicht das liebe Wort von dem Herrn Jesus gerne gehört haben? Die Missionare bemerkten ihn bald unter dem Haufen und als sie hörten, wie es ihm zu Hause ginge, so redeten sie seinem Vater zu, er solle den Kleinen nach Stellenbosch thun, da könne er in die Schule gehen und etwas ordentliches lernen. Der Alte war damit zufrieden und die böse Stiefmutter auch, und so schmierte denn das braune Bübchen sein kohlschwarzes krauses Haar, daß es glänzte, nahm sein Bündelchen auf den Stock, sagte seinen Ziegen Lebewohl und schob nach Stellenbosch hinein. Da ging es in die Schule. Ich habe euch erst neulich von dieser Schule etwas erzählt. Der Kleine aus der Klapmütz lernte sehr fleißig, war fromm und als er 12 Jahre alt war, saß er schon in der ersten Klasse.

Nicht lange zuvor, ehe das geschah, besuchte einmal ein frommer Fürst unser Missionshaus in Barmen. Das gefiel ihm wohl und er meinte, wenn man ein Paar junge bekehrte Heiden aus Afrika nach Barmen kommen ließe, unterrichtete sie hier fleißig und schickte sie dann wieder zurück, so sollte das wohl gute Missionare geben; das Geld, was das kosten würde, wolle er gern dazu schenken. Das Anerbieten des Fürsten wurde gern angenommen und die Missionare in Stellenbosch bekamen den Auftrag, ein

Paar junge Burschen auszusuchen. Die dachten denn auch gleich an den kleinen Ziegenhirten aus der Klapmütz. Der alte Merkur wollte erst gar nicht gern sein Kind dazu hergeben, er war nicht so gutmüthig wie Andreas Fix; endlich war er aber doch bereit. Und was sagte der Junge dazu? Nun, dem war es schon lange recht. Er freute sich wie ein König, als er hörte, er solle über das Meer nach Deutschland fahren und ein Lehrer werden. Es wurde noch ein anderer Junge ausgesucht, der mitfahren sollte, und am 24. Februar gingen sie in der Capstadt zu Schiff. War denn der Junge noch ein Heide? Zwei Tage vor seiner Abreise von Stellenbosch war er es noch, aber ein Heide, der den Herrn Jesus lieb hatte, und der danach verlangte, durch die Taufe sein Eigenthum zu werden. So tauften sie ihn denn Tags vor seiner Abreise und nannten ihn Philippus Cornberg. Er war damals 14 Jahre alt. Das war eine Menge Menschen in der Heidenkirche zu Stellenbosch! Sie wollten alle die beiden braunen Jungen noch einmal sehen. Dieselben wurden von der Gemeinde dem Herrn befohlen, denn Menschen konnte man ihnen zur Begleitung nicht mit geben. Man bat zwar den Schiffscapitain, sich ihrer unterwegs anzunehmen, aber es wurde nicht viel daraus. Sie kamen jedoch nach mancherlei Drangsalen in Amsterdam an und von da schafften sie unsere Freunde hieher nach Barmen.

Es war damals grade die Revolutionszeit und die beiden Jungen bekamen schlimme Dinge zu sehen und zu hören. Da lernten sie gründlich, daß in dem Lande, woher ihre Missionare gekommen waren, nicht lauter Heilige lebten. Da das Holländische ihre Muttersprache war, so lernten sie bald alles verstehen und zur Noth sprechen, denn das Deutsche ist nicht viel von dem Holländischen verschieden. Philippus war ein munteres Blut; er pfiff sich bald sein Stückchen, wenn er durch das Missionshaus ging, als ob er noch hinter den Ziegen in der Klapmütz

wäre; es bedurfte aber nur eines Winks, daß das nicht ginge und ich habe ihn nie wieder pfeifen hören. Er bekam dafür seine Geige und musicirte nach Herzenslust, denn die Afrikaner haben viel Sinn für die Musik. Des Morgens bekam er seinen Unterricht und des Nachmittags ging er zu einem Schreiner, damit er ein Handwerk lerne, was ihm später einmal nützlich werden könnte. Wenn man bedachte, daß er ein Afrikaner war, so mußte man ihn fleißig nennen. Auch weiß ich, daß er betete, und nicht bloß Morgens und Abends bei der Hausandacht, sondern auch auf seiner Kammer, und wenn ich die Bibel mit ihm las, so habe ich wohl bemerkt, daß er die Kraft des Wortes an seinem Herzen verspürte. Er sprach sich nicht gern darüber aus, besonders wenn man ihn so gerade aus über sein Herz befragte; aber so in der Dämmerung, wenn man allein mit ihm saß, erzählte er wohl z. B., wie schwer es ihm auf dem Herzen läge, daß er sich gegen seine Stiefmutter so häßlich betragen habe; aber er sei damals ein Heide gewesen und habe Gottes Wort nicht gekannt und von der Gnade nichts gewußt; das sei nun anders; wenn er wieder nach Haus käme, dann denke er, wolle er alles wieder gut machen. Nach Haus — nur nach Haus, das war sein Sinn. Wenn es irgend ging, ein Briefchen für seinen Vater beizuschließen, das that er gar zu gern. Merkur, sein Vater, konnte nicht schreiben, aber er schickte einmal sieben Thaler, dafür sollte sich sein Sohn eine Taschenuhr kaufen. „Philippus, gib mir das Geld," sagte ich zu ihm, „jetzt brauchst du keine Uhr, ich will es dir aufheben. Wenn du einmal nach Afrika gehst, dann kannst du dir eine Uhr kaufen." Zufrieden und willig brachte er mir das Geld; ich habe nicht gesehen, daß er darüber mürrisch gewesen wäre. Aber 20 Silbergroschen waren schon für eine Brieftasche ausgegeben und dabei wäre es nicht geblieben; wenn er konnte, so schaffte er sich gern allerhand Tand, das ist so der Afrikaner Art,

ein hübsches Tuch, blanke Knöpfe, Troddeln am Rock und dergleichen. So war der Rock, den er gewöhnlich trug, ein altes abgetragenes Ding, aber weil ihn ein Afrikaner im Missionshause liegen gelassen hatte und Schnüre daran waren, so war er sein allerbestes geworden.

So war Philippus zwei Jahre bei uns und ich habe ihn lieb gehabt. Im Sommer 1849 saß er einmal vor mir am Tisch in der Stunde und sah gar nicht so aus wie sonst. Denn ihr müßt wissen, daß man es dem Afrikaner trotz seiner Farbe im Gesicht ansehen kann, ob er sich schämt, erschrickt oder ob er krank ist, eben so gut wie uns. „Was fehlt dir, Philippus?“ — „Ich habe Stiche in der Brust.“ So fing es an und der Doctor erklärte gleich, es sei wie bei Andreas, wenn man ihn aber bald nach Afrika schaffte, so möchte sein Leben noch gerettet werden. Ich kann nicht sagen, daß der Junge erschrak, als ich ihm das mittheilte. Es war gleich im Beginne seiner Krankheit ein trüber Geist über ihn gekommen; ich habe ihn nachher nicht wieder herzlich lachen sehen. Eine Zeit lang ging er noch umher ohne große Schmerzen, aber gedrückt; er saß am Ofen und legte sich Umschläge auf einen kranken Fuß; das neue Testament lag neben ihm auf dem Tische und die Kinder spielten um ihn her, aber er spielte nicht mehr mit.

Die Abreise zog sich noch bis in den Winter hinein. Dann reiste er aber mit dem andern Jungen und zwei Missionaren über Holland und England nach dem Cap. Er war allein 11 Wochen lang auf See. Es war eine schwere Zeit für ihn. Anfangs stärkte ihn die Freude, nun bald nach Haus zu kommen. Was ist es doch für ein wundersames Ding um die Heimath! Als das Schiff zwischen der Insel Madeira und Spanien fuhr, kam eines Tages ein Zug Lerchen, der wollte nach Europa zurück. Sie setzten sich auf dem Schiffe und waren sehr müde und matt von der weiten Reise über das Weltmeer. Aber als

sie ein wenig Gerste aus dem Hühnerkasten auf dem Verdecke gepickt hatten, schwangen sie wieder munter ihre Flügel und zogen dem Acker und der Furche zu, in der sie jung geworden waren. Es zieht eben alles nach der Heimath, zum Vaterhause, auch das dumme Vieh. Thut ihr es auch, Kinder? Und wisset ihr, wo ihr zu Hause seid? — Philippus hat mir noch vom Schiffe aus einen Brief geschrieben, darin heißt es zuletzt:

Ich habe noch immer gehinkt eine Woche lang; da konnte ich es auch nicht mehr, mußte mich legen und meine Speise mußte mir in's Bett gebracht werden. Als wir eine Woche weit waren, war der Capitain so gütig und ließ mir eine Krücke machen, konnte aber nicht allein gehen, mußte auf einem seiner Arme ruhen." So ging's bis an's Cap. Je näher es kam, desto größere Pein. Lustig und flink war er vor 3 Jahren vom Strande seiner Heimath in's Boot gesprungen, einen lahmen elenden Krüppel hoben jetzt die Matrosen aus dem Boote an den Wall.

Die Klapmütz hat er nicht wieder gesehen, auch seines Vaters Haus nicht. Da war für ihn kein Bleiben. Seine Mutter hatte sich wiedergefunden und nun hatte sein Vater zwei Weiber und alle waren Heiden; was sollte der arme Lazarus in solchem Hause thun? Die Missionare behielten ihn auf Stellenbosch und gaben ihn treuen gläubigen Leuten unserer dortigen Gemeinde in die Pflege, welche Bato hießen. Da mußte er noch 6 Monate lang viel Pein an seinem armen Leibe leiden; der Doctor hatte ihm große Wunden an Arm und Bein geschnitten. Die Missionare und Bato's trösteten ihn aus des Herrn Wort, auch ein guter lieber Engländer aus Indien, der in Stellenbosch zum Besuch war, ging viel zu ihm und betete mit ihm. Anfangs sprach sich Philippus wenig aus, grade so wie er es auch hier machte. Aber mit September wurde seine Noth immer größer; er konnte

besonders nur schwer Athem holen und Tag und Nacht mußten sie ihm mit einem Baumzweige kühle Luft zuwehen. Da wurde es sein täglich Schreien und Beten: „Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut, mach's doch mit meinem Ende gut," was er hier oft im Missionshause gesungen hatte. Am 18. November sitzt er Mittags ein wenig außer dem Bette auf einem Stuhle. „Bato," sagt er auf einmal, „Bato, es wird so dunkel vor meinen Augen, hilf mir auf das Bett." Bato hob ihn in's Bett. „Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut," betete Philippus zum letzten Male, dann sagte er nichts weiter, legte seinen Kopf in's Kissen und ging heim. —

3. Jonas Reinhards.

Das war der andere Knabe, der mit Philippus hier im Missionshause war. Er war nur ein wenig jünger als der, aber größer und schwärzer, denn er gehörte in's Negergeschlecht. Seinen Vater hatte er nie gekannt und seine Mutter lebte ohne Mann in Stellenbosch und war eine Christin; sie nährte sich von Kochen, denn sie war früher eine Sklavin gewesen. Der Junge war früh getauft, hatte die Schule fleißig besucht und alle hatten ihn lieb, weil er fromm war. So war er auch hier im Missionshause. Er hat alles erlebt, was Philippus erlebt hat, nur daß er statt der Schreinerei die Schneiderei lernte und immer gesund war. Als nun Philippus krank wurde und nach Hause mußte, sagten wir: „Jonas soll auch gleich mit und in Afrika ein Schulgehülfe werden." Und so reiste er denn nach dem Cap, voll Freude, seine Mutter wieder zu sehen, die er sehr lieb hatte. Aber er hat sie nicht wieder gesehen; sie war ein Paar Monate vorher gestorben. Nun war der arme Jonas ohne Vater und Mutter. Da sagte der Superintendent unserer Missionare: „Jonas, geh gleich nach Rehoboth und hilf in

der Schule.“ Rehoboth aber liegt weit im Innern von Südafrika. Sonst fuhr man wohl 6 Monate lang mit dem Ochsenwagen, ehe man vom Cap dahin kam. Aber jetzt macht man die Reise meistens zu Schiffe über die Wallfischbai. Und so machte sie auch Jonas. Einer unserer Missionare wollte gerade nach der Bai und fand einen Engländer, welcher auch hin wollte, um dort unbekannte Länder zu entdecken, und ein Schiff gemiethet hatte. Auf dem Schiffe reiste denn auch Jonas mit. Sie brauchten 14 Tage, dann waren sie da. Und als sie landeten, waren grade die Wagen unserer Missionare von Rehoboth am Strande, um Lebensmittel zu holen; mit denen fuhr Jonas und in wieder 14 Tagen war er an Ort und Stelle.

Rehoboth stand damals 5 Jahre. Unser Missionar Kleinschmidt legte es an und Namaquahottentotten bewohnten es. „Es ist hier recht schön auf Rehoboth,“ schrieb Jonas, „ich habe es mir so schön nicht vorgestellt. Die haben hier doch schon schön angebaut, etwa 15 Gärten und eine schöne Kirche und 6 Häuser von Lehm, die übrigen sind Mattenhäuser 30 bis 40.“ Am nächsten Sonntage wurde er der Gemeinde in der Kirche vorgestellt, es wurde gesagt, wer er sei und woher er käme und was er solle, dann sangen und beteten sie. Der Missionar hatte es dabei am Lobe des jungen Schulgehülfen nicht fehlen lassen, aber das alles konnte denselben in den Augen der Hottentotten nicht weiß machen; er war und blieb ein schwarzer Neger, und die Hottentotten, auch wenn sie schon den Herrn Jesum kennen, thun sich auf ihre gelbe Haut so viel zu gut, daß sie den Schwarzen nur als ihren Knecht ansehen. Da hatte es denn Jonas in der ersten Zeit herzlich schwer; die Alten achteten ihn nicht, so werden die Jungen in der Schule es erst recht nicht gethan haben. Allein das Blatt hat sich bald gewendet. Der junge schwarze Schulmeister betrug sich in der Schule und außer der Schule so brav und wacker, daß die Hotten-

totten bald die schwarze Haut vergaßen, und es verging kein halbes Jahr, da erklärte der Häuptling von Rehoboth öffentlich, Jonas möge ihm vergeben, daß er ihn nicht geachtet habe, nun sehe er und alles Volk, daß er mehr sei als sie alle zusammen. Das war dem Jonas natürlich lieb zu hören und bald war er auch mit seiner Schule so weit zu Stande, daß der Missionar sie ihm ganz allein überlassen konnte. Es war aber damals schon schlimme Zeit im Lande. Es wurde viel geraubt und gemordet; eine unserer Missionsstationen wurde damals ganz vernichtet. Dazu kam noch, daß bald darauf die Winterszeit (April bis Juli) eintrat und mit ihr große Hungersnoth. Manchmal hatte der kleine Lehrer nur 30 Kinder in der Schule; die übrigen waren aus, um Wurzeln zu graben und Gras zum Kochen zu holen. „Eine Hyäne ist ihnen ein Leckerbissen," schrieb Jonas; „haben sie eine, so machen sie gleich ein Loch in die Erde, dann stecken sie die Hyäne hinein und dann Erde darauf und dann machen sie ein tüchtiges Feuer darüber und daran sitzen sie so lange, bis sie denken, daß es gar ist; dann nehmen sie den Braten heraus und essen ihn auf mit Haut und Haar, und dann sind sie für eine lange Zeit satt." Als aber der August kam, kam auch der Frühling wieder und die Schule füllte sich lustig mit Kindern, daß Jonas seine volle, aber fröhliche Arbeit hatte. Er fing auch damals an, des Volkes Sprache zu lernen. Aber der Winter kam wieder und mit ihm die alte Noth. Jonas wurde krank bis zum Tode; man glaubte kaum noch an sein Aufkommen. Doch als der Frühling wieder kam, stand auch Jonas von seinem Lager wieder auf. Er schrieb damals seine letzten Worte hierher nach Barmen. Sie waren an den kleinen Christian im Missionshause gerichtet, den er oft auf seinen Knieen geschaukelt hatte. „Mein lieber Christian, du schreibst, ich soll bald wieder nach Barmen kommen. Ja, wenn du wüßtest, wie sehr ich in der letzten Zeit Verlangen

gehabt habe, um doch nur einmal bei euch zu sein, das kann ich dir nicht beschreiben. Nun, wenn ich euch auch nie hier auf Erden wiedersehe, so hoffe ich doch im Himmel uns bald, recht bald wieder zu sehen. Amen."

Acht Wochen darauf fiel Jonas in eine große Sünde. „Wie des Propheten Jonas Wunderbaum," schrieb unser Miss. Gorth, „so steht er vor mir. Als ich kurz vorher in Rehoboth war, hatte ich noch so an ihm und an seiner Wirksamkeit meine Herzensfreude, und nun, wie in einer Nacht, war alles dahin." Kinder, der Teufel hat in der Heidenwelt eine furchtbare Macht; betet, daß die Missionare nicht in Anfechtung fallen. Jonas mußte gleich fort von Rehoboth. Ein Hottentottenhäuptling reiste gerade durch; der sollte ihn mitnehmen wenigstens bis zu unserer Station Bethanien; von da sollte man ihn weiter zum Superintendent an's Cap schaffen. Seine Paar Sachen wurden auf einen Reitochsen gethan, ein Paar Schafe zum Lebensunterhalt mit auf den Weg gegeben und dahin ging es in die lange lange öde Wüste. Als sie dieselbe 14 Tage durchzogen hatten, trafen sie unsern Missionar Gorth. Der lag mit den Hottentotten von Bethanien im wüsten Felde von Koais. Jonas war mit diesem Missionar hier im Missionshause zusammen gewesen und hat immer eine große Hochachtung und Liebe für ihn gehabt. Offen und aufrichtig bekannte er ihm seine Sünde und beweinte in tiefer Zerknirschung seinen Fall. Der Missionar nahm sich des armen an und behielt ihn in seinem Mattenhause, bis eine passende Gelegenheit käme, ihn weiter zu schicken. Sieben Wochen lebten sie so zusammen in der Wüste; ein kleiner Damraknabe war ihr einziger Hausgenoß. Da wurde es Weihnachten. Gorth predigte noch dem Volke. Als er den Gottesdienst schloß, sagte er: „Ihr müßt für mich beten, daß ich euch zu Neujahr noch das Wort verkündigen kann, ich bin recht schwach." Und bald darauf fühlte er den Anfang des Fiebers. Da sagte er zu mir:

„Jonas“ — so hat dieser auf ein Blättchen geschrieben. — Ich sagte: „Was ist, Herr Gorth?“ Er sagte zu mir: „Wie gut ist es, daß du noch hier bist.“ Ich sagte: „Warum?“ Er sagte: „Ich kann nicht gerade etwas besonderes sagen, aber es ist mir wunderlich zu Muthe, als ob ich nicht lange mehr leben sollte.“ Ich wurde etwas traurig und sagte zu ihm: „Was sollen wir denn machen? hier ist Niemand.“ „Ja,“ sagte er, „wenn nur Krönlein nicht so lange ausbliebe.“ — Bald darauf legte er sich und Jonas legte sich auch und der kleine Damraknabe dazu, da lagen sie alle drei in brennender Fiebergluth, in der glühend heißen Sommerhitze der Wüste, in einem elenden Mattenhause. Nur dann und wann stand Gorth auf und reichte seinen Leidensgefährten Medicin; ein Hottentottenweib bediente sie nothdürftig. Am Neujahrsmorgen kamen die Hottentotten unter einem Baume zum Gottesdienste zusammen; der Missionar raffte sich noch einmal auf, um ihnen das Wort des Lebens zu sagen, aber als sie gesungen hatten, reichte er dem Häuptling das Gesangbuch hin, drückte seine liebe Bibel fest an sich und schlich zusammengekrümmt in das Mattenhaus zurück. Da ergriff ihn das tödtliche Fieber mit aller Macht und als das Morgenlicht am 5. Januar aufging, war er eine Leiche. Und dicht daneben lag der arme Jonas in Fiebergluth. Der Häuptling hieß ihn aufstehen und einen Brief an unsern nächsten Missionar schreiben, der 14 Tagereisen weit wohnte, denn es konnte sonst Niemand unter dem Volke schreiben. Der arme Junge schrieb und die Hottentotten machten einen rohen Sarg, legten die Leiche ihres Missionars hinein und fuhren mit ihr davon, um sie auf Bethanien zu begraben. Als sie fort waren, ergriff Jonas das Fieber mit furchtbarer Gewalt. Die Hottentotten haben nachher erzählt, sein Leib wäre wie eine glühende Kohle anzufühlen gewesen. Er verlor den Verstand, riß sich alle Kleider vom

Leibe, lief nackt in den Büschen umher und schrie: „Ich bin verloren und ihr auch! — Es ist kein Gott im Himmel! — Ihr seid alle Schelme! — Wäret ihr nach dem Platze gezogen, so wäre unser Herr Gorth nicht gestorben! — Ihr seid schuld an seinem Tode! Ihr seid seine Mörder!" — Da griffen ihn die Leute und banden ihn fest. Dann lag der arme still; seine Lebenskraft war gebrochen. Und dann ward es licht in seiner Seele und er bat um Gnade und Erbarmen. Am 10. Januar starb er und sie scharrten ihn auf Koais in den Sand der Wüste ein. —

Man hat nachher in der Bibel des Häuptlings einen Zettel gefunden, den Gorth kurz vor seinem Tode geschrieben hatte. Darauf steht unter andern dies zu lesen: „Ich darf mit gutem Gewissen sagen, daß Jonas in wahrhaftiger Buße vor seinem Gott und Herrn steht; er sieht, wie tief er gefallen ist, aber er weiß auch von dem, der die Sünder wieder aufrichten kann."

---

41. Nach der werden die Heiden fragen.

Wenn ihr dies zu lesen bekommt, Kinder, so hat der Christbaum schon längst bei euch gebrannnt. Vielleicht sind aber doch noch ein Paar Aepfel oder Nüsse oder Rosinen daran sitzen geblieben, und ein Paar Lichter dazu — steckt sie doch noch einmal an; wir wollen uns unter den Baum setzen und uns etwas von ihm und der Mission erzählen.

Habt ihr wohl schon einmal gehört, daß die Missionare so gern einen Christbaum machen? Ich rede aber nur von den deutschen Missionaren, denn andere Leute haben den Christbaum nicht, die Engländer nicht, die Franzosen nicht, die Oesterreicher nicht, die Russen nicht, bloß die Deutschen. Wenn es bei dem deutschen Missionar Weih-

nachten wird, so muß er seinen Baum haben und sollte er es noch so wunderlich anfangen. Hat er keinen Tannenbaum, so thut's ein Palmbaum; und hat er keinen Palmbaum, so thut's in der Wüste auch ein Dornbaum. Und gibt's kein Marzipan, so gibt's doch Nüsse, Feigen, Rosinen, Zuckerrohr oder was sonst dort wächst, und wo auch das nicht ist, so thut's ein Stück Brot in Hammelfett gebacken. Aber ein Christbaum muß sein.

Und warum haben denn die Missionare den Christbaum so lieb? — Das will ich euch sagen, Kinder. Schlagt einmal den Propheten Jesaias auf, das elfte Capitel. Da steht im 10. Verse: „Nach der werden die Heiden fragen." Wer ist das? — Nun, nichts anderes, als „die Wurzel Isai," wie es ein Paar Worte vorher heißt. — Was ist das, die Wurzel Isai? — Das sagt der Prophet deutlicher im ersten Verse des Capitels. Da nennt er sie „eine Ruthe vom Stamme Isai," oder auch „einen Zweig aus seiner Wurzel," das ist alles einerlei.

Ihr habt doch schon einmal einen alten Baum gesehen, dem der Wind im Herbst die Krone abgebrochen hat. Es steht nur noch der alte Stamm und ist ganz kläglich anzusehen. Nun, laßt den Sommer nur erst wieder kommen und die Sonne warm scheinen, dann schlägt der alte Stamm aus seiner Wurzel aus und es kommt ein frisches lustiges Reis aus der Erde gekrochen; das wächst so munter, als ob es in dem Jahre noch dem alten Krüppel über den Kopf wachsen wollte.

Von solch jungem Sproß redet der Prophet. Der Stamm aber heißt Isai. Wer war Isai? — Isai war der Vater Davids, und David war der Vater Salomos, und Salomo war der Vater Rehabeams, und so ging es weiter von Kind auf Kindeskind, bis Isai ein großes Geschlecht geworden war. Das war anzusehn, wie ein mächtiger Baum mit all seinen Aesten und Zweigen. Und als Isais Geschlecht viele hundert Jahre alt war, da

wurde es so bös, daß Gott der Herr es schlug, wie wenn der Sturm einem Baum die Krone ausbricht, und endlich waren nur noch ein Paar aus dem Geschlechte übrig, die hießen Maria und Joseph, ganz arme und geringe Leute, so daß es schien, als wäre es mit dem Stamme Isai ganz und gar aus. Da kam aber die fröhliche Sommerszeit; so eine war nie auf Erden gewesen und wird auch nie wiederkommen. Und es ging eine Ruthe auf aus der Wurzel Isai, dem edlen Davidsreis, „das aus seim Stamm entsprießen sollt in dieser letzten Zeit, durch welches Gott aufrichten wollt sein Reich, die Christenheit."

Nun, das singen wir zur lieben Weihnachtszeit; das wißt ihr alle. Ihr wißt auch, wer das Davidsreis ist; das brauche ich euch nicht weiter zu sagen. Aber die Geschichte, die da geschehen ist, die ist so groß und herrlich, daß sie kein Mund aussagen und kein Ohr ganz fassen kann. Besonders die Kinder und alle Heiden haben gar zu kleine Ohren für sie. „Ei," denkt dein Vater, „wie fange ich's doch nur an, daß mein Junge die Geschichte faßt, die da geschehen ist?" Und er setzt sich hin 14 Tage vor Weihnachten und nimmt Pappe und Holz und macht den Stall von Bethlehem, und einen Ochsen und einen Esel macht er auch und eine Krippe und Marien und Joseph, und in die Krippe legt er ein Püppchen von Wachs, das soll das Christkind sein. Und wie er fertig ist, besieht er sich den Stall; er will ihm aber gar nicht gefallen, obgleich er ihn accurat so gemacht hat, wie ihn die heiligen Evangelisten Matthäus und Lucas beschreiben. Es ist so vieles nicht daran zu sehen, was doch geschehen und was alles in dem Kindlein steckt und auf ihm ruht und aus ihm werden soll, das kann man nun vollends in dem Wachsklümpchen und in dem Holz und der alten Pappe gar nicht sehen. Da stellt dein Vater den Stall in die Ecke und macht die Evangelisten zu und schlägt den Propheten Jesaias am

elften den ersten Vers auf und spricht: „das ist was für meinen Jungen!“ Dann geht er in den Busch und sucht sich einen jungen Tannenbaum, oder auf den Markt, wo sie bei Hunderten stehen. Und wenn dann bescheert wird, da steht der Baum auf dem Tische und dein Vater sitzt drunter und hat Jesaias am elften aufgeschlagen, den ersten Vers. „Kommt, Kinder, laßt uns lesen, was da geschrieben steht.“

Und wenn dann der Vater liest, so gucken die Jungen gern nach den Soldaten und dem Säbel, der unter dem Christbaume liegt und die Mädchen sehen nach der Puppenstube und nach der bunten Schürze oder nach den Lichtern und den vergoldeten Aepfeln und dem großen Stollen, der am Baume hängt. Das ist nicht recht. Immer Geduld! Der Baum hat das Vorgehen. Der Säbel hat wenig zu bedeuten und die Puppenstube erst recht; von den Lichtern und dem großen Stollen wollen wir nachher weiter hören. Aber der Baum bleibt die Hauptsache. Denkst du denn, das wäre ganz einerlei, was man da auf den Tisch stellt, wenn nur Lichter dran sind und Aepfel und der große Stollen? als hätte es auch deines Vaters Stock sein können oder ein Schrank oder ein alter Korb? Mit nichten. Das muß ein junger grüner lustiger Baum sein, ein Tannenbaum oder ein Palmbaum oder ein Dornbaum, das ist gleichviel, nur jung, lustig und grün, ein lieb wundersam Bild und Gleichniß von dem „Davidsreis, das aus seim Stamm entsprießen sollt in dieser letzten Zeit.“

Freilich steht der Baum nicht finster, kahl und leer da und das soll er auch nicht. Deine Mutter hat ihn aufgeputzt, so ist er erst ein rechter Christbaum geworden. Und das hat sie wieder von dem Propheten Jesaias gelernt. Wie liest du denn da weiter im ersten Verse: was soll der Zweig aus Isais Stamm thun? — „Er soll Frucht bringen,“ steht geschrieben. Was ist das für Frucht, die er trägt? — Da fährt der Prophet im zweiten

Verse fort und spricht: „Auf ihm wird ruhen der Geist des Herrn.“ Das ist die Frucht, die auf ihm wächst, wie der Apfel am Baum. Was ist das, „der Geist des Herrn?“ — Nun, das beschreibt der Prophet auch. Das ist dreierlei.

Zuerst: „der Geist der Weisheit und des Verstandes.“ Es weiß kein Mensch, wie man selig werden soll; da sind wir alle dumm und stockfinster. Nur der Herr Jesus weiß es, das edle Davidsreis, das helle Licht. Und wer weise und verständig werden will, der muß zu ihm kommen, da wird er licht. Darum hat deine Mutter eine Menge Lichter genommen und hat sie dem Christbaum auf die Zweige gesteckt, von unten an bis oben hinauf, die leuchten und scheinen alle himmelan, ein liebes leuchtendes Bild und Gleichniß von dem Verstande und der Weisheit, die dir den Weg zum Himmel zeigt.

Zweitens: „der Geist des Raths und der Stärke.“ Was hilft uns das, daß wir den Weg zum Himmel wissen, wenn wir keine Kraft und Stärke haben, den Weg gehen zu können? Und das ist so; wir sind alle um Rath sehr verlegen, wenn das geschehen soll, und unsere Kraft ist lauter Ohnmacht. Der Herr Jesus — der allein weiß da Rath, wie ein und aus, und hat's bewiesen, daß er der starke Mann ist, der gen Himmel fahren und reisen kann. Und wer dazu Rath und Kraft haben und stark werden will zur Himmelsreise, der muß zu ihm kommen, dem will er das Lebensbrot geben, das nährt und stark macht, und wenn dir nichts mehr schmecken will, soll dich sein Manna speisen. Darum hat deine Mutter den großen Stollen gebacken von Kraftmehl und große Rosinen hinein und hat ihn an den Baum gehängt und Aepfel und Mandeln dazu, und Nüsse über und über — alles zu essen, kräftige, süße Weihnachtskost, ein heiliges Bild und Gleichniß von dem Rath und der Kraft, die in Jesu für alle verlegenen, verschmachteten, ohn-

mächtigen Herzen, Hände und Gebeine liegt, die auf dem Wege zum Himmel nicht weiter können.

Drittens: „der Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn.“ Wenn die Kinder den Herrn nicht fürchten und beten nicht, so sind sie nach Weihnachten am unartigsten im ganzen Jahre. Da sollte man manchmal wünschen, sie hätten lieber keinen Christbaum bekommen und hätten keine Ferien gehabt und hätten nie so fröhliche süße Tage erlebt, oder der Pelzemärtel ginge noch herum wie vor Weihnachten. Es ist schlimm, daß ich das sagen muß, aber es ist so. Und das ist nicht bloß bei den Kindern so, wenn sie unter dem Christbaum gewesen sind, das machen alle Gottlosen so, wenn sie von dem Herrn Jesus hören, wie lieb und freundlich er sei und den Weg zum Himmel so leicht mache, und fürchten dabei den Herrn nicht. Daran ist aber der Herr Jesus nicht schuld. Der trägt auch die edle Frucht, welche Erkenntniß und Furcht des Herrn heißt und der Prophet beschreibt ihn als solchen noch sehr umständlich und weitläufig, wie er richtet und straft und züchtigt und mit dem Stabe seines Mundes die Erde schlägt und mit dem Odem seiner Lippen die Gottlosen tödtet. Das ist alles eins und ist allen denen zur Lehre und Warnung geschrieben, welche seine Freundlichkeit und Milde auf Muthwillen ziehen und den Herrn nicht erkennen und fürchten wollen, den Alten wie den Jungen, den Großen wie den Kleinen. Und darum hat deine Mutter noch etwas genommen und hat es an den Baum gesteckt. Ich hoffe es wenigstens, daß sie es gethan hat. Wenn sie es nicht gethan hat, so hat sie etwas vergessen und das ist nicht gut. Ich habe manchen Baum gesehen, der hatte es nicht; das hat mir nicht gefallen. Ich weiß nicht, ob es sich an eurem Baume findet. Und was ist das? Das ist eine Ruthe, eine gute ehrliche Ruthe aus Birkenreis. Und du wirst ja wohl wissen, wozu man die Ruthe gebraucht.

Die steckt am Christbaum als ein heiliges Bild und Gleichniß von der Erkenntniß und Furcht des Herrn und von der Zucht der Gerechtigkeit, die bei aller süßen Liebe und Mildigkeit in Christo ist.

Das ist also der Christbaum, wie er nach Jesaias leibt und lebt. Und nun kommen wir wieder auf unsern Spruch: „nach der werden die Heiden fragen“ und warum die Missionare so gern einen Christbaum machen. Darum eben machen die so gern einen Christbaum, weil die Heiden darnach fragen. Fragen die Heiden, so müssen die Missionare doch antworten. Die Heiden fragen darnach wie ihr Kinder. Was ist das vor Weihnachten unter euch für ein Fragen und Forschen und ihr könnt alle die Zeit kaum erwarten, bis der Christbaum da steht und ihr sehet, was er mitgebracht hat! Kinder, ihr wißt nicht, was ihr so begierig sucht. Ihr meint die Aepfel und die Nüsse und den Stollen und was sonst bescheert wird. Ich sage aber: nein, das ist es nicht. Ich bin auch einmal jung gewesen wie ihr, und habe auch viel, sehr viel vor Weihnacht gefragt und geforscht, was es geben würde, und habe vom Christbaum viel Aepfel und Nüsse und Confect genascht. Aber nun bin ich alt geworden und da habe ich gesehen, daß das alles kein recht vergnügtes Herz macht und daß man nach ganz etwas anderm fragt und sucht, wenn man sich auf Weihnachten freut. Und das ist der Jesus, der wahrhaftige Herr Jesus, nicht bloß sein Bild und Gleichniß; der allein kann das Herz vergnügt und fröhlich machen und nach dem fragt und sucht ihr allein, ohne es zu wissen. — Und so ist es mit den Heiden auch. Die sind wie Kinder; sie wissen nicht, was sie fragen und suchen. Aber sie fragen nach der Wurzel aus Isais Stamm, nach nichts weiter; das sagt hier Gottes Wort bei dem Propheten. Und das ist wahr. Und das wissen die Missionare. Und darum stecken sie den Christbaum an. Damit antworten sie auf der Heiden

Fragen und locken sie mit dem leuchtenden Bilde und Gleichniß aus Jesaias am elften. Und wenn dann die Heiden kommen und baden ihre Augen in dem Glanze der Lichter und lassen sich die süße Kost schmecken und sehen besorglich die Ruthe am Baum und sind darüber fröhlich und bange in ihrer Art, dann schlägt man Jesaias auf und antwortet auf die Fragen und das unerkannte Sehnen der seufzenden Creaturen und singt:

Heut schließt er wieder auf die Thür
Zum schönen Paradeis;
Der Cherub steht nicht mehr dafür.
Gott sei Lob, Ehr und Preis!

---

42. Talitha kumi.

Von Missionar Esseln in Worcester in Süd-Afrika.

Ich will euch eine Geschichte erzählen von einem kleinen Mädchen von ungefähr 12 Jahren, das sich so herzlich gefreut hat über die schöne Geschichte von der Auferweckung von Jairi Töchterlein. Dem Mädchen hat der liebe Heiland auch zugerufen: Talitha kumi! und darauf ist es aufgestanden und selig heimgegangen zu dem guten und großen Hirten, der die Lämmer in seinen Schooß sammelt, zu ruhen und zu weiden auf ewiger himmlischer Weide. Das kleine Mädchen war im September 1843 geboren und war das einzige Töchterchen heidnischer Eltern. Diese wohnten zwar auf dem Dorfe und konnten jeden Sonntag das Evangelium des Sohnes Gottes hören, aber sie blieben unwissend und blind in der Finsterniß des Unglaubens sitzen. Sonst waren sie äußerlich, wie man so sagt, ehrbare Leute vor der Welt. Aber was hilft das, wenn man noch nicht bei dem Herrn zu Ehren gekommen ist durch den Glauben seines lieben Sohnes Jesu Christi!

Doch wurde den armen Leuten die Verheißung erfüllt, daß auch sie zu Jesu kommen und sich vor seinem Angesicht niederbeugen sollten. Und ihr Töchterchen sollte auch zu dem Kinderfreunde kommen, auf daß er es in seine Arme empfangen, ihm die Hände auflegen und es segnen könne. Das ging nun so zu. Ihr wißt ja wohl, daß die Missionare nicht bloß predigen und Schule halten, sondern auch ausgehen müssen auf die Gassen und Straßen und an die Wege und Hecken, um zum großen Abendmahl die Heiden einzuladen. So war ich denn auch eines Tages im Frühling, hier zu Lande September, des allerwärts so schlimm gewesenen Jahres 1848 ausgegangen, um längs den Hecken die armen Heiden in ihren Gärten aufzusuchen. Als ich nun so zwischen den Hecken der Gärten dahin schlenderte, sah ich in einem Gärtchen eine rüstige Frau an der Arbeit, und nicht weit von ihr ein kleines Mädchen auf der Erde spielend. Die Frau war grade dabei, die kleinen Rabatten zu besäen, hatte eben eingeharkt und bestreute den Boden mit Mist. „Guten Tag auch!“ grüßte ich die Frau mit kräftiger Stimme von hinten her, und fügte freundlich hinzu: „So fleißig am Säen?“ Da stutzt die Frau nicht wenig; — läßt vor purer Verlegenheit den Mist aus den Händen fallen und sagt: „Ach, mein Herr! will mein Herr nicht in's Haus kommen?“ Das verweigerte ich nun und sagte ihr, ich sei eben heute nicht gekommen, die Leute in den Häusern zu besuchen, sondern bei ihrer Arbeit in den Gärten. Darauf sprach ich dann mit der Frau noch weiter. Was? — das werdet ihr ja wohl errathen können. Und antwortet ihr: „Vielleicht vom Säemann?“ dann habt ihr's errathen. Ja, vom Säemann und von mancherlei Acker sprach ich zu der Frau. Als ich ihr das schöne Gleichniß erzählt und gedeutet, und ihre Arbeit mit der des großen Säemanns verglichen hatte, bat ich sie beim Weggehen, sie möge mir doch über kurz oder lang zu wissen thun, wie der Acker ihres Herzens beschaffen

sei für die Aufnahme des göttlichen Samens. Und so ging ich meiner Wege, seufzend: Ich habe gesäet, Herr, gib du das Wachsthum. — Einige Zeit darnach kam die Frau zu mir und ersuchte um Aufnahme ihres Töchterchens in die Klein-Kinderschule. Das wurde ihr natürlich gern gewährt. Nun müßt ihr aber nicht denken, daß die Frau bloß wegen ihres Kindes kam. Nein, sie kam, um mir Antwort auf meine Frage zu geben. Aber die Heiden sind pfiffig und wissen ihre Sachen in eigner Weise schlau anzufangen. Nachdem die Frau also ihre Einleitung glücklich überstanden hatte und ihr die Aufnahme ihres Kindes freundlich zugesagt worden war, trat eine Pause ein. Die brach ich endlich ab durch die Frage: „Hat sie noch etwas zu sagen?" „Ja," erwiderte sie, „mein Herr weiß ja wohl." Freilich wußte ich wohl, wo der Schuh drückte; ich dachte aber, es sei besser, die Frau selber beichten zu lassen. Und nun erzählte sie denn, sie sei eigentlich gekommen, mir Antwort zu bringen, aber sie habe vor der Thür den Muth verloren und deshalb erst von dem Kinde gesprochen; sie wolle aber nun nicht zurückhalten, sondern mir Antwort geben, wie der Acker ihres Herzens bisher beschaffen gewesen sei. Und nun erzählte sie mir, wie sie und ihr Mann schon lange lange das Wort Gottes gehört hätten, aber ihre Herzen seien dem Wege, dem steinigten Boden und den Dornen gleich, und der Same des göttlichen Wortes sei sowohl von den Vögeln aufgepickt worden, als auch verbrannt und erstickt worden. „Das soll aber nun anders werden, denn ich und mein Mann wollen nun an's Lernen gehen." Sie fragte dann, ob sie und ihr Mann die allgemeine Katechisation besuchen dürften. Ich bedeutete ihr, daß sie dieselbe besuchen könne, aber ihr Mann müsse selbst erst um die Aufnahme nachsuchen. Damit ging die Frau. Abends kam sie wieder, und wer mit ihr kam, war ihr Mann. Das hielt aber schwer, aus dem was heraus zu kriegen, so schüchtern war er.

Ich sprach ihm Muth ein, aber er meinte, er werde wohl schwerlich ein A und O lernen können. Ich machte ihn auf die Erkenntniß und Liebe dessen aufmerksam, der gesagt hat: „Ich bin das A und das O.“ Genug, die beiden Leute besuchten die Katechisation und die damit verbundene Schule. Bald hatten sie denn auch die Freude, gewahr zu werden, daß wo ein Wille ist, da auch ein Weg sei; denn sie waren beide nicht so schwerlernig als sie gedacht hatten. Das kleine Mädchen besuchte regelmäßig die Klein-Kinderschule und war ein recht artiges und stilles Kind und lernte mit innigem Vergnügen, besonders die Verschen und Sprüche. Endlich erschien die fröhliche Zeit für die Eltern und das Kind, um durch die heilige Taufe aufgenommen zu werden in den Bund des dreieinigen Gottes. Die Eltern wurden am 31. März, und das Kind am 7. April 1850 nebst mehreren Erwachsenen und Kindern in den Tod Jesu Christi getauft. Das war dazumal ein recht fröhliches Osterfest. Besondern Eindruck machte die Taufe des kleinen Mädchens auf mich selbst; ich werde den Eindruck mein Leben lang nicht vergessen können, ja und ich möchte ihn auch nicht vergessen. Als nämlich das Mädchen vor dem Altare kniete und ich die Worte sprach: „Christina, ich taufe dich im Namen des Vaters,“ und ihr Haupt mit dem reinen Wasser der Besprengung benetzte — da durchrieselte das Kind ein heiliger Schauer, und als ich fortfuhr, sie im Namen des Sohnes und des heiligen Geistes zu besprengen, und die Wassertropfen über ihr Gesicht herabfielen, während ich den Segen des dreieinigen Gottes über das Mädchen aussprach, da — glänzten auch Thränenperlen in ihren Augen und vermengten sich mit dem Wasser der Besprengung. Als ich aus der Kirche nach Hause gekommen war, dachte ich: warum hat doch wohl das Mädchen geweint? Gern hätte ich's gewußt; aber ich dachte: was geht es dich an, was der liebe Herr Jesus durch seinen Geist mit dem

Kinde geredet hat und worüber es Thränen vergossen. Genug, wenn der, welcher sich aus dem Munde der Kinder ein Lob zugerichtet, sich auch aus ihren Augen Thränen zurichtet zum Lobe seines herrlichen Namens und zum Lohne seiner bittern Schmerzen. Das Mädchen nahm geistlich sichtbar zu, nicht aber leiblich. Ihr ohnehin zarter und schwacher Körper kränkelte öfters, so daß sie nun und dann die Schule versäumen mußte. Das that ihr jedesmal sehr leid, besonders der biblischen Geschichten wegen. Ich konnte mich je länger je mehr des Gedankens nicht erwehren: das Kind macht keine alten Beine. Und so kam es auch. Schon im Winter 1853 war das liebe Kind fast ununterbrochen kränklich, ohne daß man auf den wahren Grund der Krankheit kommen konnte. Im Frühjahr erholte sich Christine wieder so weit, daß sie die Schule geregelt besuchen konnte und blieb so ziemlich wohl bis zum Winter. Da brach das Uebel aber recht los und zeigte sich als eine Drüsenkrankheit. Da saß nun das arme Kind während des schönen Frühlings, mit einem ganz dicken Hals, voller harter und schmerzender Knoten bis hinter die Ohren hinauf. Der nahe Sommer und die große Hitze dazu, welche in diesem Jahr so früh begann, vermehrten die Leiden des armen Kindes. Ach, wie das leidende Mädchen da sitzen mußte; denn liegen konnte sie gar nicht, weil sich in der letzten Zeit der Krankheit auch noch Wasseranhäufung zu derselben gesellte, so daß nun auch die Beine und der Leib arg angeschwollen waren. Aber ihr hättet Christine sehen sollen; kein Murren, keine Unzufriedenheit, sondern Freundlichkeit und ergebene Gelassenheit zeigte sie auf ihrem Schmerzenslager. Das neue Testament und Gesangbuch lagen immer neben ihr. Ich wußte, daß sie sich von Kindern und von ihrem Vater die biblischen Geschichten aus der Schule und das Evangelium des Sonntags nennen ließ und nachforschte, was darüber gesagt worden war. Nun wißt ihr wohl, daß am

24. Sonntage nach Trinitatis über das Evangelium von Jairus Töchterlein gepredigt wird. Als ich vor dem Sonntage auch mit der Predigt über dies schöne Evangelium beschäftigt war, dachte ich viel an Christine. Ich wußte, sie verlangte nach Jesu; ich wußte, sie hatte die Gewißheit, sie werde selig entschlafen; ich wußte, sie harrete geduldig der Stunde, in welcher der Herr sie rufen werde; ich wußte, ihr Leiden war groß, sehr groß. Sonnabend sagte sie mir: „Es wird nicht lange mehr währen," „und" — fügte ich hinzu — „dann kommen wir nach Haus," und zeigte ihr das Evangelium des morgenden Tags. Sonntag Morgen sagte der Vater zu mir, Christine habe eine ziemliche Nacht gehabt und habe noch geschlummert, als er zur Kirche gegangen. Ich betete mit der Gemeinde zum Herrn inständig um baldige Erlösung unserer Christine. Nach der Nachmittags-Kirche eilte ich mit einem Freunde und meinem kleinen Jungen zu ihr. Ach, wie sie so schön aussah! ihre großen schwarzen Augen glänzten vor Freude. Sie erzählte mir, was ihr der Vater aus der Predigt mitgetheilt hatte und freute sich gar sehr über das Talitha kumi! Als ich mit ihr gebetet hatte, sagte ich ihr beim Weggehen: „Christine, wenn der Herr Jesus diese Nacht käme und riefe Talitha kumi dir zu, ich wollte mich freuen." „Ich auch," sagte sie. Die Nacht ging vorüber und Christine hatte wenig Ruhe gehabt, und noch war sie nicht gerufen. Montag Nachmittag sah ich sie wieder; sie war schwächer und der Athem beengender geworden, aber der Frieden Gottes war mit ihr. Zum letzten Mal befahl ich sie dem lieben Herrn und segnete sie zum baldigen Heimgang ein. Die Nacht brachte sie größtentheils wachend zu; als aber der Morgen graute, da — kamen die lieben Engel und riefen: Talitha kumi! und Christine sagte zur Mutter: „Mutter — nun — nun geh' ich — weg — Mutter — Herr — Herr Jesus!" Und da hatten die Engel ihre Seele weggeführt in den Schooß des guten

Hirten und zur Stadt, da auch kein Kind mehr sagen soll: „Ich bin krank." Folgenden Tags haben wir sie dann begraben, und der Leichentext war: Talitha kumi!

---

43. Der Kaffer und der todte Widder.

Von Missionar Alheit in Schietfontyn in Süd-Afrika.

Es kam ein Bauer nach Schietfontyn, um Schnitter für die Ernte zu suchen, und mehrere Kaffern gingen auch. Unter ihnen war ein großer langer Kaffer, Namens Düssel Hoozu, seit fünf Jahren ein treues Glied unserer christlichen Gemeinde. Es wollte aber mit der Sichel nicht recht gehen, und der Bauer machte ihm den Vorschlag, mit dem Schafhirten zu tauschen, daß dieser schneide und er die Schafe für die Zeit der Ernte hüte. Er war's zufrieden und übernahm die Aufsicht der Heerde von einigen Tausend Schafen. Die Nacht zuvor, als Düssel die Schafe übernahm, hatten die Wölfe einen Anfall auf die Schafe gemacht, und verschiedene derselben waren mit dem Verluste ihres Fettschwanzes davon gekommen. Unter den Schafen war ein kranker Widder, der sich wohl noch mit Mühe bis in's Feld bringen ließ, aber da sich niederlegte und durchaus nicht aufstehen wollte. Düssel läßt ihn liegen und am Abend findet er ihn noch lebend an derselben Stelle. Bei näherer Untersuchung findet er, daß der Widder schon stinkt, und gibt alle Hoffnung auf Genesung auf. Nach hiesigem Gebrauch tödtet er das Thier und schneidet den Schwanz ab, um ihn als Todesbeweis zum Bauer zu bringen. Das Aas läßt er so liegen, weil er's für nutzlos hielt. Er kommt nach Hause und erzählt seine Geschichte unter Vorzeigung des Schwanzes. Der Bauer sieht ihn zweifelmüthig an, brummt etwas in den Bart und geht nach seinem Wohnhause. Kurz darauf kommt er zurück, und Düssel muß

ihm noch einmal erzählen, warum er nicht das ganze Schaf nach Hause gebracht habe, um es wenigstens den Hunden zu geben. Düssel entschuldigt sich, an die Hunde nicht gedacht zu haben, und der Bauer verläßt ihn zum zweiten Male. Es war unterdessen völlig dunkel geworden und Düssel geht nach der Küche, um sein Abendbrot zu holen. Kaum sitzt er einige Augenblicke da, so kommt der Bauer zum dritten Male und fragt nach dem todten Widder. Aus den Reden des Bauers merkt Düssel, daß er in Verdacht sei, das Schaf gestohlen zu haben und daß sein Vorgeben Lüge sei. Dieser Verdacht wurde erschwert durch den Umstand, daß ein anderer Mann von Schietfontyn denselben Tag zu Pferd Düssel gefolgt und nach dem Dorfe geritten sei. Doch will der Bauer nicht deutlich mit seiner Meinung heraus. Er fragt aber: „Was lernt ihr Kaffern denn vom Missionar?“ Düssel antwortet: „Das Wort Gottes.“ „Nichts mehr?“ fragt der Bauer. Da wird's unserm Düssel warm und auch wehe um's Herz, denn er versteht nun den Bauer. „Herr,“ sagt er, „ich verspreche Euch das todte Schaf morgen zu bringen.“ Der Bauer fragt, ob er denn das Schaf zugedeckt habe, um es vor den Wölfen zu bewahren? „Nein,“ sagt Düssel, „aber der Herr wird helfen und die wilden Thiere zurückhalten.“ Das war sein stilles, doch heißes Gebet in dem Augenblicke gewesen und er fühlte, daß sein Gebet erhört sei, und so gab er das Versprechen. Der Bauer schüttelte den Kopf und ging wieder in's Wohnzimmer zu seiner Frau, — und Düssel hörte sie miteinander sprechen.

Es dauert nicht lange, so hört unser Kaffer ein lautes Weinen im Wohnzimmer; er geht hinein. Die Frau liegt in den Armen des Mannes, und die Kinder weinen laut auf, ihre Mutter für todt haltend. Während Düssel da steht, schlägt die Frau die Augen auf und sieht ihn vor sich stehen. Sie fragt ihn, ob er denn gehört habe, was sie mit einander gesprochen hätten. Er sagt

ja, könne es aber auf holländisch nicht gut nacherzählen, er wisse aber alles. Die Frau wollte sprechen, doch der Mann fiel ihr in die Rede und fragte sie, ob sie denn vor einem schwarzen Menschen wolle bekennen, sie müsse nur vor Gott bekennen. Düssel ging wieder nach der Küche und fragte die Kinder, ob denn ihre Mutter krank gewesen sei? — „Nein,“ sagen sie, „Mutter war ganz wohl, der Zufall war ganz unerwartet gekommen.“ Das Weinen erneuert sich, es wird heftiger, und Düssel geht zum zweiten Mal hinaus. Die Frau war wieder bewußtlos, — Mann und Kinder stehen und weinen. Es war unserm Kaffer, als müsse er neben der Frau niederknieen und beten, doch er ging zurück in die Küche und betete zum Herrn, daß wenn der Herr um dieser Sache willen die Frau strafte, er es doch in Gnade vergeben wolle. Die Frau erholte sich und die Nacht ging hin. Sobald der Tag anbrach, war Düssel auf dem Wege nach dem todten Widder. Da lag er unversehrt, wie er ihn verlassen hatte. Der Herr hatte ihn bewahrt vor den Thieren des Feldes. Das erste, was er that, war auf seine Kniee zu fallen und dem Herrn zu danken und zu loben für die gnädige Erhörung; das zweite, aufzustehen, den todten Widder auf seine Schulter zu nehmen und nach dem Bauerhofe zu eilen.

Druck von Ed. Heynemann in Halle.